

Das

Buch der Reklame

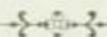
Geschichte, Wesen und Praxis

der

Reklame

geschildert von

Rudolf Cronau.



Mit Abbildungen

von

deutschen, englischen, amerikanischen, französischen, russischen, japanischen und indianischen Künstlern.



Dritte Abteilung.



Kommissionsverlag

der

Wohler'schen Buchhandlung in Ulm.

1887.

ERG

Handwritten title in Gothic script, likely "Handbuch der Naturgeschichte der Pflanzenwelt Deutschlands".

Handwritten text in Gothic script, likely "von O. V. Deuster".

Das Recht der Uebersetzung
in fremde Sprachen behält sich der Verfasser vor.

Jede unbefugte Benutzung der Abbildungen des Buches
ist strafbar.

Entered according to Act of Congress, in the year 1887 by
Dr. O. V. DEUSTER
in the office of the Librarian of Congress
at Washington D. C.



Handwritten text at the bottom of the page, possibly a library or collection stamp.

Häuptlinge, Kaiser und Könige.

Sragen wir nach dem Entwicklungsgange des Königs-, des Herrschertums, so setzen uns zwei Wissenschaften, die Geschichte und die bis jetzt leider immer noch so stiefmütterlich behandelte Ethnologie in den Stand, diesen Entwicklungsgang aufs schlagendste nachzuweisen.

Derartige Zustände, wo alle erwachsenen Männer eines Stammes vollkommen einander gleichstehen, keiner den Versuch macht, irgend eine Art von Befehl über seine Genossen zu übernehmen, wie dies Schürmann von einigen wenig kriegerischen Stämmen Australiens berichtet,*) sind sicherlich zu allen Zeiten äußerst selten gewesen.

Wie in der organischen Natur das Starke herrscht, so auch in der unorganischen. Das Recht des Stärkeren ist ein Naturgesetz und allenthalben erblicken wir das Bestreben der physischen Macht, die Oberhand zu gewinnen. Der kräftig entwickelte Baum unterdrückt die neben ihm stehenden schwächeren, er ist schuld an ihrem Verkümmern; das stärkere Männchen schlägt seine Nebenbuhler aus dem Felde und stellt sich als Leittier an die Spitze der Herde; so auch eignet sich in jedem, noch so kleinen Gemeinwesen der Starke, Kühne und Geschickte die Führerschaft an, er wirft sich als Leiter des Stammes auf, ihm ordnen sich die Schwächeren und Unerfahrenen unter. Er ist der Mittelpunkt, der Häuptling des Ganzen, er bestimmt, wohin der Stamm ziehen soll, er schlichtet die Streitigkeiten, bestraft Vergehen, beruft die Versammlungen, und wird ihm von den schwächeren Stammesmitgliedern eine Unterwürfigkeit entgegengebracht, die sich, je mehr er durch energisches Auftreten, durch Kühnheit und Tapferkeit sich in Ansehen zu erhalten weiß, bis zum Devotismus, bis zu einer förmlichen Verehrung gestaltet.

Diese Verehrung hat sich da, wo die Häuptlinge in geschickter Weise die ihnen entgegengebrachte Unterwürfigkeit auszunutzen und zu steigern verstanden, zu einem Kultus, zu einer thatsächlichen, mehr oder minder ausgebildeten Vergötterung herausgebildet, namentlich, wo der Häuptling in seiner Person mit der physischen zugleich auch die geistige Macht vereinigt, wo er nicht nur

*) Kappel, Völkerkunde II., S. 78.

Herrscher, sondern zugleich auch Priester ist. *) Wir finden einen solchen Zustand bei sehr vielen Völkern, auf den polynesischen Inseln, in Japan, im alten Mexiko, im alten Peru, im alten Egypten und bei einigen afrikanischen Stämmen. Seiner physischen Macht, seiner Kraft und Leibesstärke fügt allda der Häuptling noch das Grauen des Ueberirdischen hinzu, indem er unsichtbare Schreckgeister in seinen Dienst stellt und die Götter zu seinen geheimnisvollen und darum doppelt furchtbaren Bundesgenossen macht. Diese Götter schützen angeblich den Häuptling und rächen jedes Vergehen gegen denselben, ein Umstand, der allein bei einem noch in einem embryologischen Stadium seines Daseins verweilenden Naturvolke ausreicht, um die Autorität des Häuptlings aufrecht zu erhalten. **) Der Reisende Dr. Holub sagt, daß ein Haupthinderniß des Fortschrittes einiger afrikanischen Völker in geistiger Beziehung in dem furchtbar grassierenden Aberglauben liege, welcher seinen Hauptgrund in dem Königshause habe und vom Herrscher wissentlich unter den Unterthanen verbreitet und befördert werde. So habe es der König Sepepo des Marutse-Mambundareiches vorzüglich verstanden, sich vor seinen Untergebenen als Zauberer groß, berühmt und gefürchtet zu machen. ***)

Wo nicht ein derartiges „Priesterkönigtum“ herrscht, wo die physische und die geistige Gewalt in den Händen zweier verschiedenen Personen ruht, da gehen aber sicherlich diese beiden Personen im Gefühl der gegenseitigen Abhängigkeit und Unentbehrlichkeit Hand in Hand, vollkommen dem Satz der indischen Schriften getreu: „Die Ketriss (die Krieger, die Herrscher) können ohne die Brahmanen (die Priester) nicht glücklich sein, und die Brahmanen können sich wiederum nicht ohne die Ketriss erheben. Darum werden beide Kasten nur durch herzliche Vereinigung in dieser und der nächsten Welt erhaben.“

Dieser uralten Erkenntnis der Ersprießlichkeit eines Zusammengehens zum Zwecke gegenseitiger Ergänzung sind die Herrscher und Priester stets treu geblieben, die einen haben sich unter dem Beistande der anderen erhalten und erhoben. Verliehen die ersteren den Priestern Schirm und Schutz, so wurden die

*) Zumeist finden wir unter den Naturvölkern die Autorität in den Händen zweier Personen liegen, des weltlichen und des geistlichen Oberhauptes, die häufig miteinander im Hader liegen, sobald der eine seine Macht auf Kosten des andern zu vergrößern sucht. Mehrfach verzeichnet die Geschichte, daß das Priestertum, die geistliche Macht, das Königtum an Einfluß überwog, es schließlich sogar ganz auf die Seite drängte. So traten im alten Egypten die Priester von Ramses an immer mehr in den Vordergrund, ihr Einfluß auf die Könige gewann von Stufe zu Stufe immer zunehmendes Uebergewicht, mit der einundzwanzigsten Dynastie setzte sich endlich das Priestertum selbst auf den Thron. Ein gleiches Bild des Kampfes um die Herrschergewalt bietet der Jahrhundert alte Streit des japanischen Mikado gegen den Saigun, der deutschen Kaiser gegen die Päpste.

**) Joh. Kurtay in den „Mitteilungen der geographischen Gesellschaft in Hamburg“ 1878—79, S. 254—57.

***) Holub, Sieben Jahre in Süd-Afrika II., S. 336—390.

Priester wiederum die Stütze der Despotie, indem sie den Glauben an die Göttlichkeit der Regenten zum Dogma machten und so wesentlich zur Sicherheit derselben beitrugen. Dieses Dogma ließ sich um so leichter aufrecht erhalten, als der Mensch sich ja ein klares Bild von der Gottheit überhaupt nicht machen kann, dieses Bild immer irdischen Mustern entsprechend ausfallen muß. Man denkt sich Gott stets in einer Gestalt, die dem betreffenden Individuum oder Volke als Personifikation der höchsten Gewalt, der höchsten Begabung erscheint, und wird die Persönlichkeit, die Erscheinung Gottes von den verschiedenen Völkern ihrem verschieden entwickelten Vorstellungsvermögen entsprechend also auch verschieden aufgefaßt. Wie die Rothäute Amerikas sich ihren Manitu, den „Großen Geist“, in Gestalt eines überaus mächtigen und würdigen Häuptlings ihrer eigenen Hautfarbe denken, so nehmen die Neger von ihren Göttern an, daß ihre Hautfarbe schwarz, diejenige der bösen Geister aber weiß sei, wohingegen der Glaube bei den Menschen weißer Hautfarbe gerade umgekehrt ist. Wie die Griechengötter exakte Ebenbilder der Griechen selbst waren, so denkt sich der Tartare des Altai, seinem Ideal entsprechend, Gott als einen langbärtigen Mann, der mit der Uniform eines russischen Dragoneroffiziers bekleidet ist. *)

Für den unerfahrenen Naturmenschen existiert eben kein höheres Bild von Macht- und Prunkentfaltung, als wie ihm dies sein Häuptling bietet und es liegt nun allzunah, daß im Anblick dieser Machtentfaltung und Pracht, welche Häuptlinge und Könige entwickeln, der Gedanke an die Göttlichkeit dieser Personen erweckt wird, zumal diese Personen vielfach eine knechtische Unterwürfigkeit und Huldigung verlangen.

So tragen noch jetzt die Ehrfurchtsbezeugungen, die einzelne Herrscher und Könige Afrikas und Asiens beanspruchen, so sehr das Gepräge einer Anbetung, daß die geringeren Leute sich gar leicht einbilden müssen, die Macht des Königs beschränke sich nicht nur auf die Erde. Niemand darf ihnen anders als auf den Knien kriechend oder mit einer Geberde von Furcht nahen, was bei manchen Herrschern, wie z. B. den Menschenschlächtern von Dahome und Aschanti gar wohl begründet sein mag. Gehen die Herrscher vorüber, so hat das Volk sich in den Staub zu werfen, sich mit Erde zu bestreuen und das Haupt zu entblößen. Der König von Loango wird von seinen Unterthanen geehrt wie ein Gott. Er ist so heilig, daß niemand ihn essen oder trinken sehen darf. **) Das- selbe gilt von dem Schah von Persien, auch die Tyrannen von Natal beanspruchten eine fast göttliche Verehrung. ***)

Der Kaiser von Japan, der Mikado, ist noch ganz unverblümt die regierende Gottheit selbst. Sein Name darf nicht ausgesprochen werden, ja er wird, so lange er lebt, gar nicht verraten. Man nennt ihn allgemein Daïri, was dem

*) Müller, Descr. de toutes les Nations de l'Empire Russe III., S. 142, 159.

**) Pinkerton, Travels XVI., S. 300.

***) Caselis, The Basutos, S. 219.

egyptischen „Pharao“ entspricht. Sein Gottwesen tritt noch außerordentlich klar hervor. Er war in alten Zeiten verpflichtet, alle Morgen einige Stunden, mit der kaiserlichen Krone auf dem Haupte, wie eine Säule auf dem Throne zu sitzen, ohne Hand oder Fuß, Haupt oder Augen oder sonst irgend einen Teil seines Leibes zu bewegen. Auf diese Weise glaubte man, könne Friede und Ruhe im Reiche aufrecht erhalten werden. Wenn sich aber der Daïri unglücklicherweise hier- oder dorthin, nach der einen oder anderen Seite hinwandte, oder eine Zeitlang seinen Blick auf einen Teil seines vor ihm ausgebreiteten Reichthums an Kleinodien und Juwelen heftete, so wurde gefürchtet, daß Krieg, Hunger, Feuer oder sonst ein großes Unglück dem Lande bevorstehe. In späteren Zeiten fing man an, den Daïri von dieser beschwerlichen Pflicht zu entledigen und statt seiner nur die Krone jeden Morgen für einige Stunden auf den Thron zu setzen.*)

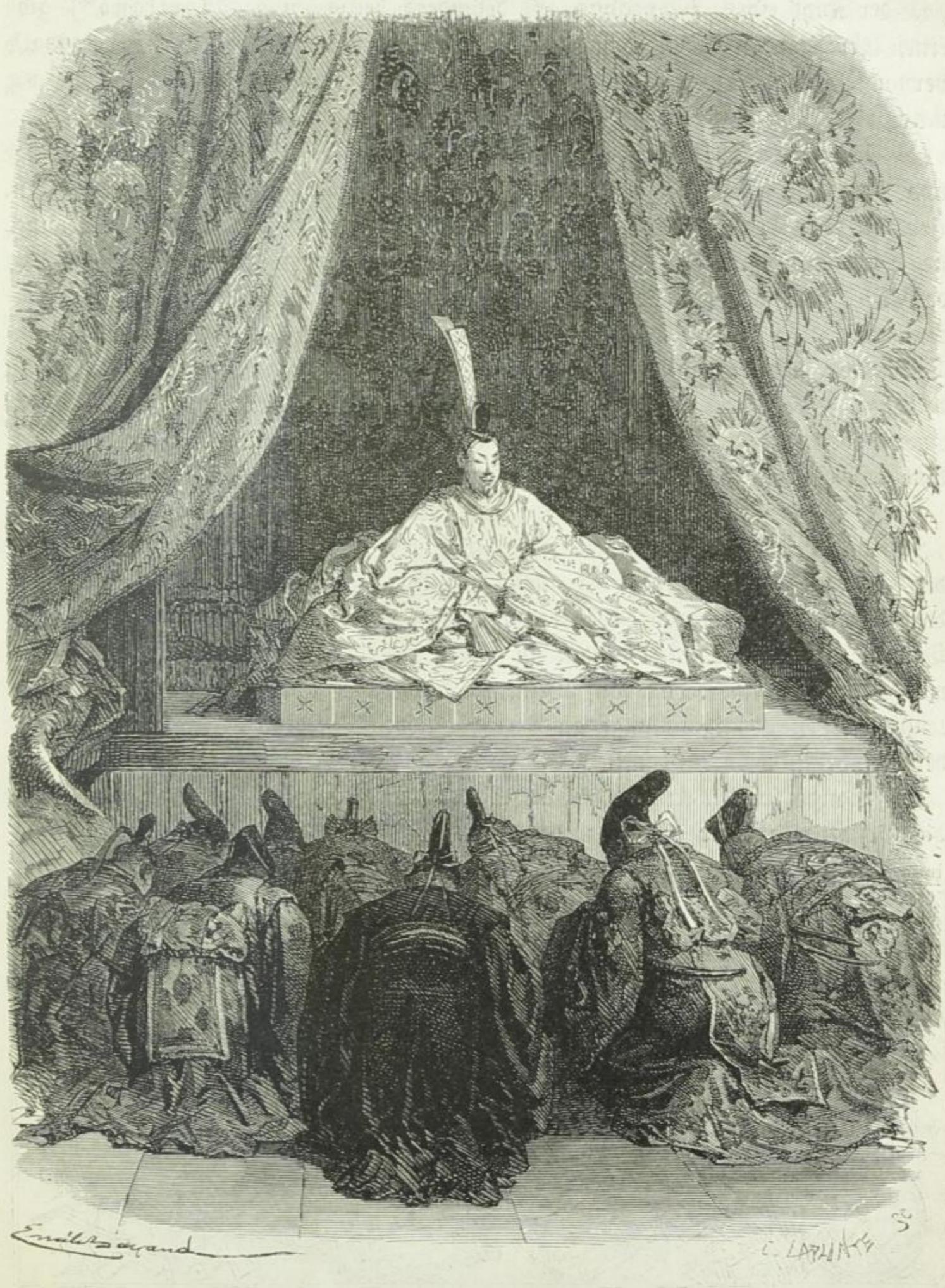
In früheren Zeiten durfte man sich dem Beherrscher Japans nur kriechend nähern, und noch jetzt bewirkt die Berührung mit seiner Person genau dasselbe „Tabu“, wie auf den Südseeinseln. Jedes Geschirr, das er berührt hat, wird zerbrochen, seine Person ist so heilig, daß die Berührung von ihm benutzter Sachen jedem anderen Sterblichen Krankheit und Tod bringen würde. Die von ihm getragenen Kleider werden darum verbrannt.

Fast bei allen Völkern der Erde gelten die Herrscher als unantastbar, als heilig, und dieses von dem Priestertum anerkannte und bekräftigte Dogma der Heiligkeit, Unantastbarkeit ist der gewaltigste Trumpf, den das Herrschertum dem Volke gegenüber jemals ausgespielt hat. Es ist ihm der mächtigste Schutz gegen Auflehnung und Revolution der Untertanen und haben die Regenten in Erkenntnis dessen niemals aufgehört, dieses Dogma wach zu erhalten und in seinem Begriffe auszubilden. Diese Ausbildung ist je nach der Beanlagung und dem geistigen Fortschritte der verschiedenen Völker eine mehr oder weniger große; je entwickelter das Volk ist, desto mehr wird der Herrscher als Mensch, als oberster Beamter und Staatsleiter betrachtet, je niedriger hingegen die Kulturstufe des betreffenden Volkes ist, desto größere Vergötterung sehen wir es seinem Regenten entgegenbringen. Auf den polynesischen und micronesischen Inseln, wo die Häuptlinge als „Göttergeborene“ gelten und ihre Anwesenheit auf Erden als etwas vorübergehendes, als eine Episode in der Existenz dieser Göttergeborenen betrachtet wird, gelten dieselben als so heilig, daß derjenige, welcher sie berührt, ja, nur in ihren Schatten tritt, dem Tode verfallen ist; und nur, wenn der Unglückliche reich ist, so kann er sich durch einen Teil seines Vermögens loskaufen.**)

Im Orient darf man den Herrschern nicht in die Augen blicken, wenn man nicht auf der Stelle mit Blindheit geschlagen werden will. Wer sich

*) Kämpfer, Geschichte und Beschreibung Japans I., S. 174.

***) Kugel, Völkerkunde II., S. 200, 201, 211, 280, 281.



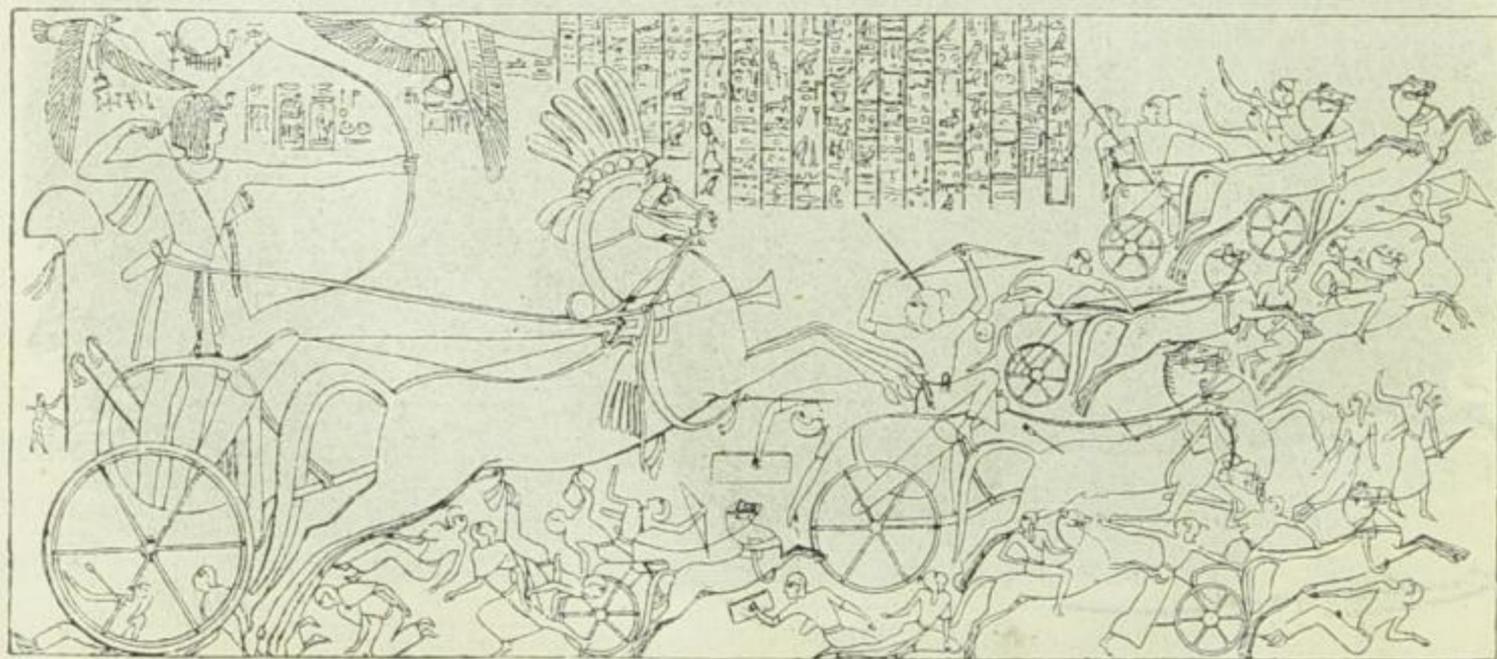
Die Verehrung des Mikado in älterer Zeit.
(Aus dem „Globus“. Verlag von Vietweg in Braunschweig.)

an der Person des Königs vergreift, der ruft den ewigen Zorn der Götter auf sich, seine Familie und sein Volk herab. Auf Neu-Seeland galt der Kopf eines Häuptlings als besonders heilig, und Shortland*) gibt einen belustigenden Bericht von einem unglücklichen Königskinde, „welches deshalb vernachlässigt wurde, weil sich lange Zeit niemand fand, der vornehm genug war, ihm sein Haar zu schneiden und sein Gesicht zu waschen.“

Um ihre Erhabenheit auch äußerlich darzuthun, bedienen sich Häuptlinge und Herrscher stets eines reichhaltigen Apparates an Kostümen und Zeremonien. Ueberall sind ihre Gewänder glänzender und prächtiger als die ihrer Umgebung, sie entsprachen im Altertum und Mittelalter vollkommen dem Kostüm, in dem das Volk sich seine Götter dachte. Mitunter sind sie auch von einer ganz besonderen Farbe, in China z. B. gelb, und ist es allen anderen Sterblichen bei Todesstrafe verboten, sich derselben „heiligen Farbe“ an ihren Gewändern zu bedienen. Auf dem Haupte trägt der Regent einen auszeichnenden Schmuck, einen Federputz, ein Diadem, eine Krone, und in den Händen werden die Attribute der Götter, die Symbole der Macht, die Zepfer getragen.

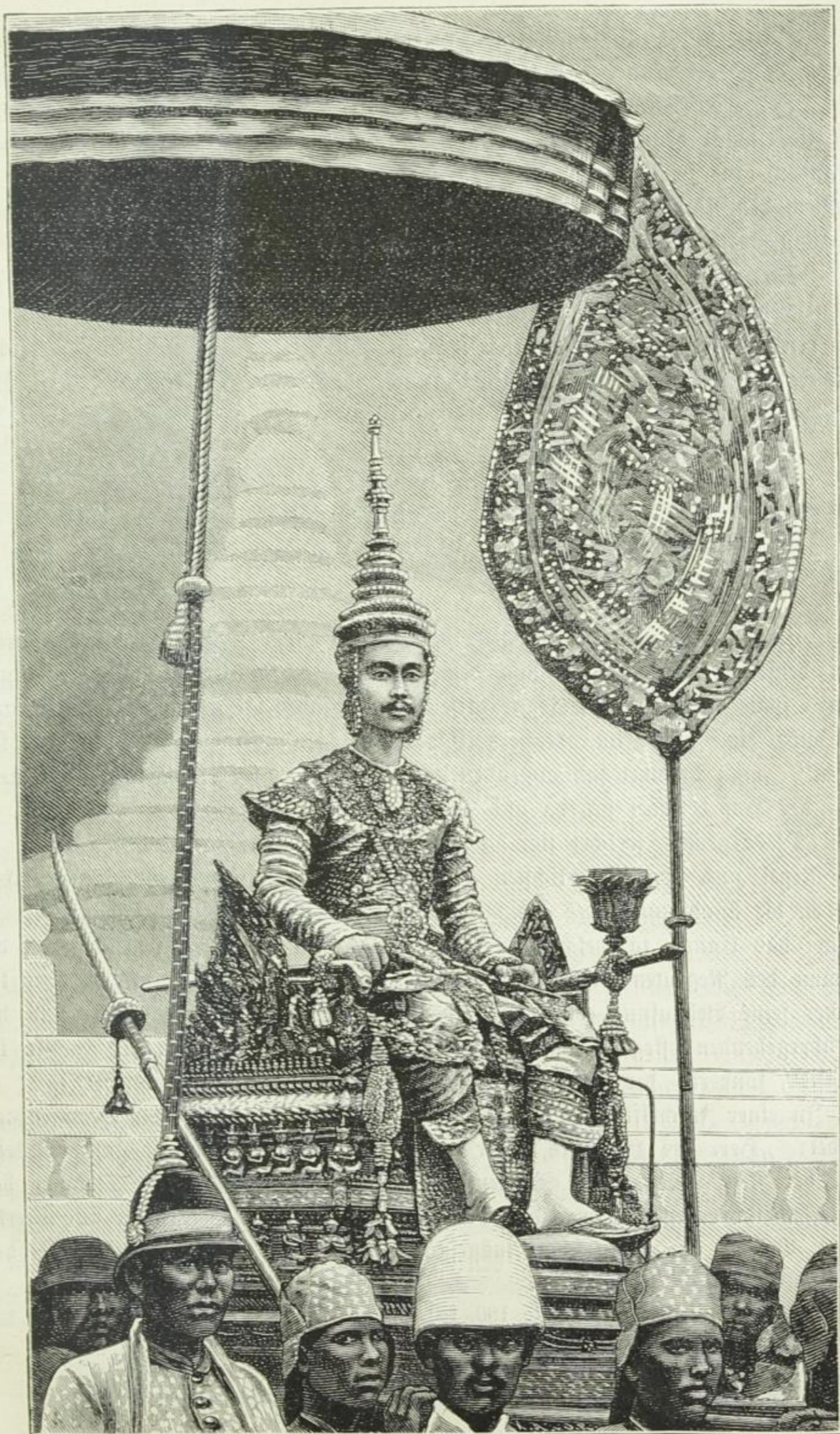
In einer noch erhaltenen Inschrift sagt der ägyptische König Ramses II.: „Ich war gekrönt mit der Krone Atef und den Uräus-schlangen, ich legte an den Schmuck der Doppelfeder gleich wie der Gott Tanon, ich setzte mich auf den Thron des Hormachu, bekleidet mit dem Prachtgewande des Sonnengottes Tum.“ Gott Amon selbst sagt in einem Gedichte**) zu dem Könige Thutmos III: „Meine Krone auf Deinem Haupte, sie ist verzehrendes Feuer. Es leuchtet meine Königsschlange an Deiner Stirn. Du leuchtest in dem Angesichte der Feinde in meiner Gestalt.“

Wurde im Altertum der König bildlich dargestellt, so überragte seine Figur die Gestalten anderer Menschen bei weitem.



*) Shortland, Traditions of the New-Zealanders, S. 108.

**) Brugsch, Geschichte Egyptens unter den Pharaonen, S. 353.



Der König von Siam während eines Prozessionsumzuges.

Dieser Rangunterschied trat namentlich auch in der Anrede und im Gespräche hervor. Man bediente sich dabei gewisser Phrasen und bestimmter Titel.

Der König und die Königin von Tahiti galten für so heilig, daß nichts, was sie einmal benützt hatten, ja nicht einmal die Laute, aus denen ihre Namen bestanden, zu gewöhnlichen Zwecken verwendet werden durften. Wie man es vermied, den Namen der Gottheit unnütz auszusprechen, so vermied man es auch möglichst, den Namen des Königs im Munde zu führen.*)

Die alten Ägypter durften den Namen ihrer Herrscher nicht unter die gewöhnlichen Worte setzen, man schloß sie daher in einen ovalen Ring ein, der sie von den anderen profanen Worten trennen sollte, was dem heute noch üblichen Brauche der Herrscher entspricht, in Urkunden das „Wir“, „Unser“, „Ich“ stets groß zu schreiben.



Namenszug eines altägyptischen Königs.

Um die Heiligkeit des Namens des Königs nicht zu profanieren, umschrieb man denselben, man sprach von dem „Herrn des Palastes“, von dem „guten Gott“, später vermied man sogar diese umschreibenden Bezeichnungen und deutete nur durch ein „man“ an, welche heilige Macht hier walte. „Man hat Dir befohlen“, „man befindet sich augenblicklich zu Theben“, heißt soviel als das heutige „der Hof befindet sich da und da“.**)

Die Sprache, welcher sich die Umgebung der Herrscher bediente, war in der Regel aus den lächerlichsten Schmeicheleien zusammengesetzt. Auf Tahiti wurden die Wohnungen des Königs Aarai, d. h. „Wolken des Himmels“, genannt; das Canoe, in welchem er fuhr, hieß Anuanua oder „Regenbogen“; die Stimme des Regenten wurde als Donner bezeichnet. Der Schein der Fackeln, welcher seine Behausung erleuchtete, ward mit dem Blitze verglichen, und die Vorübergehenden pflegten nicht zu sagen „heute Abend brennen die Fackeln im Palaste“, sondern „der Blitz zuckt durch die Wolken des Himmels.“***)

In einer Inschrift †) zu Abydos wird Ramesse II. von seinen Beamten angeredet: „Herr des Himmels, Herr der Erde, Sonne, Leben der ganzen Welt, Herr der Zeit, Messer des Sonnenlaufs, Herr der Wohlfahrt, Schöpfer der Ernte, Bildner und Former der Menschen, Spender des Odems an alle Sterblichen, Beleber der Götterschar insgesamt, Säule des Himmels, Schwelle der

*) Kugel, Völkerkunde II., S. 199, 281.

***) Erman, Ägypten I., S. 92.

****) Ellis, Polynesian Researches II., S. 348, 360.

†) Brugsch, Geschichte Ägyptens unter den Pharaonen, S. 125, 481.

Erde da sind wir allesamt vor Dir; schenke uns das Leben aus Deinen Händen, Pharao, und den Odem für unsere Rüstern!"

Wir ersehen aus dieser Inschrift, daß der König einem Gotte gleich tituliert wird. Daß diese Auffassung des Königs als Gottheit durchaus ernst gemeint und von den Königen zur Wahrung ihres Ansehens selbst provoziert wurde, geht aus einer anderen Inschrift zu Istanbul*) hervor, in welcher Gott Amon zum Könige sagt: „Ich habe Deine Gestalt gebildet gleich der des mendesischen Gottes. Du bist ein Herr, so wie die Majestät des Sonnengottes Ra. Die Götter und Göttinnen preisen Deine Wohlthaten und beten an und opfern vor Deinem Bilde. Ich gebe Dir das Firmament und alles was darinnen ist, ich leihe Dir die Erde und alles was darauf ist. Von jeder Kreatur verlange ich, die auf zwei oder vier Beinen gehet, die flieget oder flattert, von der ganzen Welt, daß sie Dir ihre Produkte darbringe.“

Damit ist wohl der Gipfel der königlichen Reklame erreicht, denn wenn sie Inschriften errichten lassen, deren Wortlaut besagt, daß selbst die Götter und Göttinnen die Wohlthaten des Königs preisen, und anbetend und opfernd vor ihnen, der Könige, Bildern knieen, was bleibt da dem armen Sterblichen anders zu thun übrig?

Daß die egyptischen Könige sich thatsächlich als Götter Opfer und Gebete bringen ließen, geht aus weiteren Inschriften und bildlichen Darstellungen hervor; dasselbe war übrigens auch bei den Kindern der Sonne, den Inka's von Peru, der Fall, wobei noch zuzufügen wäre, daß ein jedes gegen den Inka gesprochene Wort einer schweren Gotteslästerung gleich geachtet wurde.**)

Auf den polynesischen Inseln herrschten ähnliche Zustände, so sagt der Forscher Hale, daß auf den Depenstersinseln eines Tages ein Häuptling an Bord gekommen sei, der sich selbst als Atua oder Gott der Inseln vorstellte und auch von den anderen Eingeborenen als solcher betrachtet ward.

Erskine berichtet dasselbe von Tuikilakila, einem Häuptlinge der Somosoma, welcher zu sagen pflegte: „Ich bin ein Gott.“ Es war dies nicht etwa eine bloße Redensart, er glaubte das wirklich, er hielt sich in Wahrheit für etwas Höheres als einen Menschen.***)

So ist die Menschheit seit Jahrtausenden schon an den Gedanken gewöhnt worden, in seinen Herrschern Wesen höherer Art, Götter zu sehen und fand man schließlich infolge dieser Gewöhnung auch gar nichts Ungehöriges darinnen, daß diese sterblichen Götter in ihrem Größenwahn und um die Menschheit vollends zu bethören, das Dogma der Unantastbarkeit der Könige noch mehr zu befestigen,

*) Le Page Renouf, Vorlesungen über Ursprung und Entwicklung der Religion der alten Egypter, S. 153.

***) Garcilasso de la Vega I., S. 15, 21; II., S. 67.

***) Erskine, Western Pacific, S. 246. Vergl. ferner Mariner, Tonga Islands II., S. 185, 199, 207; J. Cook's dritte Reise I., S. 395.

dazu übergangen, sich selbst Tempel zu setzen, in denen die Verehrung in optima forma vor sich gehen könne.

Derartige Tempel errichteten sich Amenhösep III., desgleichen Alexander der Große und zahlreiche andere Herrscher des Altertums.

Trotz aller geistigen Fortschritte wurden solche widernatürlichen Zustände im alten Rom nicht besser, getreulich ahmten die römischen Kaiser ihre orientalischen Vorbilder nach, umgaben sich mit göttlichem Glanze und ließen sich göttliche Ehren erweisen. Zuerst wurde diese Sitte, und zwar gleich in großem Maßstabe, von Cäsar angewendet. Durch den Senat dekretierte er Gebete und Gelübde für sein Wohl, er befahl, daß sein Bild in einem Tempel aufgestellt und angebetet werde, ferner, daß diesem Bilde Opfer durch eine eigene Priesterschaft dargebracht würden. Nach seinem Tode wurde Cäsar förmlich als Gott erklärt, für „divus Julius“. Dieselbe göttliche Verehrung wurde Augustus sowie seinen Nachfolgern zu teil. Augustus wurde als „Friedensbringer“, als Begründer einer neuen Aera, mit welcher das goldene Zeitalter wiederkehre, gefeiert. Im Staatssolde stehende Hofpoeten lieferten überschwengliche Verherrlichungen, förmliche Apotheosen des noch lebenden Fürsten.*) Man that Gelübde und Schwüre bei Augustus Namen, zum Zeugnis, daß nichts ähnliches dagewesen sei, nichts ähnliches kommen werde. — Nur sehr wenige Imperatoren enthielten sich derartiger verwerflicher Reklamemittel, sich die Verehrung des Publikums zu sichern. So Tiberius, so auch Vespasian, der darüber spottete, indem er in seiner letzten Krankheit ausrief: „O weh, ich glaube ich werde ein Gott!“

Den Glauben an die Göttlichkeit, an den göttlichen Ursprung, an das Gottesgnadentum der Herrscher suchte man durch vielfältige Legenden von geheimnisvollen Offenbarungen, von angeblichen Wundern und Bethätigungen überirdischer Mächte nicht nur festzuhalten, sondern auch zu provozieren.

Beim Auftreten, beim Hinscheiden, bei bedeutsamen Ereignissen im Leben großer Regenten wurde das ganze Weltall als in größter Mitleidenschaft befindlich hingestellt. Die Erde bebt, die Sonne verfinstert sich und Tote stehen auf. Als Augustus in Rom einzog, umgab sich die Sonne bei heiterem Himmel mit einem Kreis, gleich dem Regenbogen; darauf schlug der Blitz in das Grabmal der Julia. Beim Antritt seines ersten Konsulates erschienen ihm, wie dem Romulus, zwölf Geier, und alle Opfertiere wiesen günstige Zeichen.

Den Ausgang aller Kriege wußte er vorher. Als bei Bononia die Truppen der Triumvirn sich vereinigten, stürzte ein auf seinem Zelt sitzender Adler sich auf zwei Raben, die ihn von der einen und andern Seite angriffen, und warf sie zur Erde — was das ganze Heer auf die künftige Uneinigkeit unter den Triumvirn und den Ausgang des Kampfes deutete. Da er bei Actium

*) Bender, Rom und römisches Leben, S. 439.

ins Treffen gehen wollte, stieß er auf einen Eseltreiber, Namens Eutykos, „gut Glück!“ dessen Tier Nikon „Sieger“ hieß. Nach erlangtem Siege stellte er die ehernen Standbilder beider im Tempel auf. Seine Vergötterung nach dem Tode wurde durch die deutlichsten Zeichen vorher erkannt. Bei einem feierlichen Reinigungsoffer auf dem Marsfelde flog ein Adler wiederholt um ihn herum und dann zum nahen Tempel, wo er sich auf den Buchstaben A setzte. Durch einen Blitzstrahl schwand an der Aufschrift seiner Bildsäule das C und blieb noch AESAR übrig, was etruskisch „Gott“ heißt, man erkannte daraus, daß er noch hundert Tage bis zu seiner Apotheose leben werde. Da man seinen Leichnam am Marsfelde verbrannte, fand sich ein vormaliger Prätor, welcher eidlich bekräftigte, er habe sein Bild zum Himmel aufsteigen sehen.

Procopius de reb. Goth. I. 24 schreibt von einem Mosaikbild des Königs Theodorich in Neapel, von dem bei seinem Tode die Steinchen ausfielen, welche sein Haupt bildeten. Der Unterleib löste sich auf, als Athalarich starb, die Lenden bei Amalasuinthas Mord, der letzte Rest aber zerfiel, als 536 Witigis den Belisar in Rom belagerte.

Die Vorzeichen von Augustus Hingang wiederholten sich ganz ähnlich vor dem Tode Karls des Großen. So berichtet der Mönch Einhard in seiner berühmten Handschrift: „Das Leben Karls des Großen“ im 32. Kapitel: „Das Herannahen seines Endes kündete sich mehrfach durch Zeichen an, so daß nicht nur andere, sondern auch er selbst diese Mahnung empfand. Die drei letzten Jahre vor seinem Tode verfinsterten sich häufig Sonne und Mond; auf der Sonne sah man sieben Tage lang schwarze Flecken; der Säulengang, den er zwischen Kirche und Palast unter großen Schwierigkeiten hatte auführen lassen, stürzte am Himmelfahrtstage zusammen. Ebenso ging die hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, die er selbst in zehn Jahren unter gewaltiger Anstrengung und erstaunlicher Mühe gebaut hatte, und die daher dem Anschein nach ewig dauern konnte, in drei Stunden unerwartet in Flammen auf, so daß auch nicht ein Splitter von ihr übrig blieb, so weit sie nicht vom Wasser bedeckt war. Ferner sah er auf seinem letzten Kriegszuge, wie plötzlich unter mächtigem Glanze ein Strahl vom Himmel herabfuhr und von rechts nach links durch die wolkenlose Luft schoß; und als nun alle staunend sich fragten, was dieses Zeichen bedeuten könnte, stürzte plötzlich sein Pferd, den Kopf zur Erde geneigt, und warf ihn so unsanft auf den Boden, daß die Spange seines Mantels zerbrach, das Wehrgehent zerriß. Die Lanze, die er in der Hand trug, wurde so weit weggeschleudert, daß sie 20 oder mehr Fuß entfernt lag. Dazu kam noch wiederholt eine zitternde Bewegung des Aachener Palastes und ein beständiges Knacken der Decken, wenn er sich im Hause befand. Dann traf ein Blitzstrahl die Kirche, in welcher er nachher bestattet wurde, und zersplitterte die goldene Kugel, welche die höchste Spitze des Daches zierte. Ebenfalls in dieser Kirche befand sich auf dem Rande eines gemalten Bandes, das zwischen den Bögen an der inneren Wand des Ge-

bäudes herum lief, eine Inschrift mit roten Buchstaben, in deren letzter Zeile die Worte standen: Herrscher Karl. Nun bemerkten verschiedene Leute, wie in demselben Jahre, wo er starb, wenige Monate vor seinem Tode, die Buchstaben, die das Wort Herrscher bildeten, so verlöscht waren, daß man sie überhaupt nicht mehr sehen konnte. Uebrigens hat er all das Borerwähnte theils für sich behalten, theils unbeachtet gelassen, gerade als wenn es alles ihn in keiner Weise angehe."

Karl der Große war entweder nicht abergläubig oder nicht so von sich eingenommen, wie Napoleon I., der, als man ihm kurz vor seinem Hinscheiden die Erscheinung eines Kometen meldete, erregt ausrief: „Dieser Komet bedeutet mich, auch bei Cäsars Tode erschien ein Komet und erblaßte die Sonne!"

Daß viele Fürsten des Mittelalters, darunter vor allen Wallenstein, aus den Stellungen der Gestirne ihr eigenes Geschick und das ihrer Unternehmungen herauslesen zu können vermeinten, ist auf die gleiche Annahme zurückzuführen, daß die ganze allmächtige Natur, das ganze Weltall in empfindlichste Mittheilenschaft gerate, sobald es sich um die kleinen Thaten eines derartigen, von Größenwahn befallenen Erdenwurmes handle.

Unzweifelhaft sind eine Masse dieser Legenden erfunden, um den Glauben an die Göttlichkeit der Herrscher im Volke wach zu halten, und das Volk hat jederzeit nur zu willig diese absurden Ammenmärchen mit einem Glauben honoriert, der heute in dem radikalen Unglauben unserer Tage lediglich sein entgegengesetztes Extrem findet. —

Eine derartige Vergöttlichung ihrer Herrscher, wie wir sie bei den Völkern des Alterthums und den Naturmenschen finden, hat bei den Germanen niemals stattgefunden. Sie konnte nicht stattfinden, da die Herrscherwürde anfänglich nicht erblich war, die Könige vielmehr durch Wahl immer wieder aus den adeligen Geschlechtern hervorgingen. Erst als die Königswürde allgemach erblich wurde und der Pomp der byzantinischen und orientalischen Regenten Nachahmung fand, begann ganz allmählich, von dem dabei interessierten Priestertum eifrig genährt und gefördert, der Begriff des „Gottesgnadentums" der Könige und Kaiser im deutschen Volke sich zu entwickeln. Die Könige, die in diesem Begriffe eine höchst wirksame Schutzwehr gegen die Auflehnung der Unterthanen, gegen Angriffe auf ihre eigene nunmehr heilige unantastbare Person erkannten, ließen sich von den Priestern bei Antritt ihrer Regierung salben und krönen; in Urkunden und öffentlichen Bekanntmachungen begannen sie sich der Formel zu bedienen: „Wir von Gottes Gnaden König", und so wurde der Begriff von dem Gottesgnadentum der abendländischen Herrscher künstlich erzeugt, künstlich herausgebildet. Befestigten so die Regenten mit Unterstützung der Priesterschaft dem Volke gegenüber ihr Ansehen und ihre Macht, so mußten sie dem Priestertum hingegen Konzessionen machen, deren Gefährlichkeit erst viel später erkannt wurde. Durch die Gewohnheit, daß die Könige bei Antritt ihrer Regierung sich krönen und

salben ließen, mußte allmählich auch die Idee Wurzel fassen, daß der Priester es sei, welcher dem König gewissermaßen die eigentliche Weihe verleihe, der ihn mit Szepter und Krone belehne, und so galt schließlich kein Herrscher als wirklich eingesetzt, bis er nicht vom Priestertum mit dem heiligen Oele gesalbt worden war, wie der Klerus ja bekanntlich auch keine Ehe als gültig anerkennt, der er nicht durch seinen Segen die eigentliche Weihe gegeben. Gewann also das Herrschertum auf der einen Seite an Festigkeit, so verlor es auf der anderen Seite, indem es von dem Einflusse der Priesterschaft mit abhängig wurde. Und wie es sich gegen diesen immer mächtiger und anmaßender werdenden Einfluß zu wehren hatte, das ist ja aus den endlosen Kämpfen des Herrschertums gegen die Kirche satzsam bekannt.

In erster Zeit war das Zusammengehen des Regenten mit dem Priester jedenfalls für beide Teile ersprießlich, der eine erhob sich und befestigte sich durch die Macht oder den Einfluß des anderen, genau den altindischen Spruch zur Wahrheit bringend: daß die Ketrīs (die Herrscherkaste) ohne die Brahmanen (die Priester) nicht glücklich sein und die Brahmanen sich wiederum nicht ohne die Ketrīs erheben können.

Höchst charakteristisch ist der Zustand eines derartigen Kompromisses auf einem alten Miniaturgemälde dargestellt, welches in der königlichen Bibliothek zu München aufbewahrt wird. Das Bild zeigt, wie Kaiser Heinrich II. „von Gottesgnaden“ die Reichsinsignien empfängt. Christus setzt dem Herrscher die Krone aufs Haupt, zwei Engel bringen ihm das Reichsschwert und die heilige Lanze, der Klerus aber, verbildlicht durch zwei Geistliche, stützt ihm die Arme.

Die Umschrift des Bildes lautet verdeutscht:

Siehe! gekrönt wird von Gott und beglückt
 Der fromme König Heinrich, erlaucht durch den Stamm der Ahnen,
 Schirmend bringt ihm sogleich der Engel die Lanze;
 Dieser hält auch das Schwert bereit, vor ihm her Furcht bereitend.
 Gnädiger Christus, gib langes Leben Deinem Gesalbten,
 Damit Dein Getreuer nicht den Nutzen der Zeit verliere.
 Dieses Königs Herz und Thaten zeichne Udalricus auf,
 Emmeramus gewähre ihm huldreich süßen Trost.

Welch großen Einfluß schon damals der Klerus auf das Herrschertum gewonnen, wie sehr er die ihm zugestandenen Konzessionen auszunutzen gewußt hatte, geht aus einer Beschreibung der Krönung eben dieses Kaisers Heinrich II. hervor. Dieselbe findet sich in der Chronik des Thietmar von Merseburg und lautet: „Den vierzehnten Februar ging Heinrich von Gottes Gnaden ruhmwürdiger König zur Kirche von St. Peter, allwo der Papst ihn erwartete bevor er hereingeführt wurde, fragte ihn derselbe, ob er ein treuer Beschützer und Verteidiger der römischen Kirche sein wolle und ihm und seinen Nachfolgern in jeder Beziehung treu, und er bejahte mit demütigem Be-

kenntnis, worauf er von jenem Salbung und Krönung mit seiner Gemahlin empfing.“



Heinrich II. empfängt von Gottes Gnaden die Krone, die heilige Lanze und das Reichsschwert.

(Aus Stade: „Deutsche Geschichte“.)

Aus dieser Stelle ist deutlich ersichtlich, daß die Kirche als Lohn für ihre Unterstützung verlangte, der König müsse ihr allzeit dienstbereiter, treuer Schirmherr, mit anderen Worten: ihr unterthäniger Vasall sein. —

Die Idee von dem „Gottesgnadentum“ der Herrscher hat sich durch alle Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage hingeschleppt, und heute ist die Welt

noch nicht zu einer natürlichen Auffassung der Dinge gekommen. Nach wie vor berufen sich die Monarchen darauf, daß die Gnade Gottes ihnen den Thron verliehen habe, nach wie vor lassen sie ihrer eigenen Majestät überall die Majestät Gottes wie einen Herold vorangehen.

„Von Gottes Gnaden“ heißt es heute noch auf Münzen, in Urkunden, Gesetzen und Erlassen, heute noch schreiben die Potentaten in Dokumenten das „Wir“, „Ich“, „Unser“, sobald es ihre eigene Person betrifft, mit großen Anfangsbuchstaben, wie in gleicher Weise bekanntlich der Name Gottes hervorgehoben wird; nehmen wir irgend einen Brieffsteller zu Hand, so werden wir belehrt, daß wir die „Gesalbten des Herrn“ mit „Ew. Kaiserliche oder Königliche Majestät“, mit „Allerdurchlauchtigster, allergnädigster Herrscher“, oder, wenn wir die Abwechslung lieben, mit „Allerhöchstdieselben“ anzureden, zum Schlusse unseres Briefes aber als „Allerunterthänigst gehorsamster N. N. in tiefster Ehrfurcht zu ersterben“ haben. —

Kaiser und Könige bedürfen der Popularität genau ebenso gut, wie die Scheinkönige, die allabendlich die Bretter betreten, welche die Welt bedeuten. Und so haben auch die Regenten ihre bezahlten und unbezahlten Claqueure.

Man weiß von Nero, daß er Tausende von Claqueurs, sog. „Augustiani“ hatte, welche ein Gehalt von 25 Tausend Sestertien bezogen und die den Kaiser überall begleiteten, um auf allen Theatern, wo er, der erbärmlichste Komödiant, seine „unvergleichliche Stimme“ erschallen ließ, wie wahnsinnig Beifall zu klatschen, oder um die elenden Schuldigen anzugeben, welche sich unterstanden hatten, als Zuschauer zu gähnen, oder sich weigerten, einem von dem heiseren kaiserlichen Sänger dargebrachten Opfer beizuwohnen. Diese Claqueure umschwärmten ihn auch, als er von seiner Kunstreise nach Griechenland zurückkehrte und triumphierend im Purpurgewande in Rom einzog.

Zur Zeit des französischen Kaiserreiches hatte die Pariser Theaterclaque auch den Beruf, das Staatsoberhaupt bei seinem Eintreten in die Loge klatschend und schreiend zu begrüßen.

Mächtigere Claqueure besitzen die Regenten in der Presse, und die Regierungen bedienen sich mit Vorliebe derselben, um durch sie das Volk zu beeinflussen, wo ihnen die absolute Gewalt, es zu lenken, abgeht.

Die Behauptung Professor Biedermanns*), daß Friedrich der Große der erste Regent gewesen wäre, der erkannt habe was durch eine geschickte Benutzung der Presse zu erreichen sei, halten wir für nicht erwiesen, und es würde uns wunder nehmen, wenn nicht schon zur Zeit der Römer Einwirkungen auf das Volk auf diese Weise erzeugt worden wären. Schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts richteten die einzelnen Staatsregierungen der von dem Philosophen Christian Wolff erfundenen und allgemein zur Annahme gekommenen Be-

*) Biedermann, Das Zeitungswesen, S. 25.

stimmung zufolge, daß nichts gedruckt werden solle, was gegen Staat, Glaube und gute Sitte verstoße, sogenannte Zensurbüreaus ein, deren Aufgabe darinnen bestand, alle der Regierung und dem Herrscherhause nachteiligen oder das Ansehen derselben gefährdenden Mitteilungen und Artikel zu unterdrücken.*) Jedes Buch, jede Zeitung, jede Druckschrift mußte diesen Zensurbüreaus vor der Ausgabe vorgelegt werden, und diese merzten das Mißfällige und Nachteilige aus, oder schritten auch gleich, wo es angezeigt schien, zur Konfiskation und Vernichtung der gefährlich erscheinenden Bücher und Zeitungen.

Ein eigenes Verfahren wird in bezug auf die Zensur fremder Zeitungen in Rußland noch heute geübt. Man will sie nicht ganz verbieten, aber auch nicht durch sie im eigenen Lande Anschauungen, die der Regierung unbequem sind, weiter verbreiten lassen. Man läßt nun zwar die Zeitungen herein, aber man überdruckt unliebsame Stellen mit undurchdringlichem Schwarz, oder bei Witzblättern schneidet man die nicht beliebten Bilder ganz heraus.

Mit dieser negativen Zensur begnügten sich manche Herrscher nicht, sie übten im Gegenteil auch eine positive Zensur, so z. B. durfte auf Befehl Friedrich des Großen, als er in Leipzig als Sieger einzog, nicht nur nichts gedruckt werden, was ihm mißfiel, sondern es mußte auch gedruckt werden, was ihm gefiel.

Diese Art, die Presse zu benutzen, heutete in geradezu diktatorischer Weise Napoleon I. aus. Die Geschichten der Leipziger, der Kölnischen Zeitung und die Jubiläumszeitung des Hamburgischen Korrespondenten, welche im Jahre 1880 allsonntäglich erschien, geben wahrhaft empörende Beispiele von aus französischer Feder stammenden Berichten, Lobhudeleien und falschen Siegesnachrichten, welche alle gedruckt werden mußten, um für das Napoleonische Regiment Reklame zu machen. Gegen diese Siegesberichte ist der bekannte „ein toter Kosak“ der russischen Regierung nur ein Scherz.**)

Da ein derartiger Zwang auf die Presse wohl aber nur in Kriegszeiten auszuüben ist, so gingen die Regierungen dazu über, die Gunst einzelner hervorragender, tonangebender Blätter käuflich zu erwerben, andere Zeitungen wurden von der Regierung mit größeren Summen unterstützt, sobald sie sich verpflichteten den Interessen des Staates zu dienen. So entstanden die Amtsblätter, die offiziellen und subventionierten Zeitungen. Die Aufgabe derselben ist es, für die Regierung eifrig Propaganda, Begeisterung, mit anderen Worten Reklame zu machen. Täglich werden den Redaktionen aller dieser Zeitungen von den vom Staate creirten „Presßbüreaus“ Weisungen erteilt, wie sie schwebende Fragen behandeln und in welcher Weise sie die öffentliche Meinung richten sollen.***)

*) Wuttke, Die deutschen Zeitschriften, S. 129.

**) Biedermann, Das Zeitungswesen, S. 25.

***) Wuttke, Zeitschriften, S. 274.

Von einer Kritik der inneren Staatspolitik ist natürlich da nicht die Rede: innere Verhältnisse werden nur sehr behutsam angerührt, und nur insofern es gilt einen Akt des Herrschers zu verherrlichen oder zu beschönigen, wird dieser Gegenstand behandelt. Unglücke und Niederlagen werden möglichst gering dargestellt, Siege und Erfolge gepriesen.

Diese zumeist lithographierten Korrespondenzen enthalten allerlei Regierungsnachrichten, und, da Anstößiges oder Unangenehmes vermieden wird, ertönt so, wie Wuttke treffend bemerkt: „ein melodischer Chorus aus dem Zeitungswalde; wer da nicht weiß, daß ein versteckter Kapellmeister den Takt schlägt, den überzeugen von der Wahrheit, Richtigkeit und Güte des Gehörten so viele gleichlautende Stimmen. Also werden die Gegner übertäubt, werden bestimmte Urteile über die hervorragenden Persönlichkeiten durch möglichst viele Blätter in Umlauf gesetzt; hier wird der andersdenkende Leser in seiner Ueberzeugung verwirrt, dort der Begeisterung ein Dämpfer aufgesetzt, an einer anderen Stelle wird geschürt und jede Wandlung und Windung der Politik belobigt. Ein und dasselbe der Regierung günstige Bild spiegelt sich in einem Heer von Zeitungen wider.“

Um den regierenden Fürstenhaus die Sympathien des Volkes zuzuwenden, werden allerlei die Keufseligkeit, die Liebe zum Volke, die Mildthätigkeit, die trefflichen Eigenschaften dieses oder jenes dem Regentenhause angehörenden Mitgliedes verherrlichende Notizen und kurze Mitteilungen verbreitet, deren Wahrheit zwar nicht immer durch Brief und Siegel erhärtet werden kann.

So lautet zum Beispiel eine solche Notiz:

„Aus M. wird geschrieben: Hier zirkuliert folgende charakteristische Anekdote. Als König H. kürzlich einen seiner gewohnten Morgenspaziergänge unternahm, bemerkte er zwei Knaben, die lebhaft mit einander debattierend, offenbar keinen andern als ihn selbst zum Gegenstande ihres erregten Gespräches gemacht hatten. Der König hatte nur zu richtig geraten, denn plötzlich trat einer der Knirpse auf ihn zu, zog höflich sein Käppchen und richtete die Frage an ihn: „Entschuldigen Sie, mein Herr, aber nicht wahr, Sie sind nicht der König?“ — „Und warum sollte ich es nicht sein, mein Lieber?“ — „Weil weil“ „Weil Sie keine Krone aufhaben, meint Beppo“, half der andere der Burschen seinem Gefährten aus der Verlegenheit. „Als ob die Könige immer ihre Krone aufhaben“ setzte er geringschätzig hinzu. „Ich aber weiß, daß Sie der König sind, denn wir haben ein Bild zu Hause, ein sehr schönes Bild, das 20 Centesimi gekostet hat. Beppo aber wills doch nicht glauben. Bitte schön, sagen Sie es ihm jetzt selber.“ —

„Da Du mich schon erkannt hast, sagte König H. offenbar sehr belustigt, so will ichs nicht leugnen, daß ich der König bin. Bist Du jetzt zufrieden?“ —

„O, ich wußte es ja!“ rief der Kleine triumphierend, „und nicht wahr, Sie tragen die Krone nur an Feiertagen?“ — „Nein mein Kind“ entgegnete der König, und dabei wurde er ernst, „nein, meine Feiertage sind gerade die,

wo ich vergesse, daß ich eine Krone trage. Doch das verstehst Du nicht. Damit Ihr mich aber nicht vergesst, meine kleinen Freunde, will ich Euch mein Bild geben. Es ist zwar nicht so schön wie das, welches Du zu Hause hast, aber doch etwas mehr wert.“ Und dabei gab er jedem der Kinder ein blitzendes Goldstück. Ueberglücklich aber kehrten die Knaben in ihr Dorf zurück, aus dem sie entwichen waren, um den König zu sehen.“ —

Einen ähnlichen Charakter hat folgende Geschichte, die angeblich von einer Dame, welche während der jüngsten Anwesenheit des Kronprinzenpaares in A. weilte, der T. Zeitung mitgeteilt wurde. „Eines Morgens ging Kronprinz K. mit dem Gewehr auf der Schulter in der Nähe des Kurortes spazieren. Da bemerkte er einen Bauer, der mit einem Rade seines Wagens in den Straßengraben geraten, und nicht imstande war, sein Gefährt wieder flott zu machen. Der Kronprinz trat hinzu und fragte den Bauer was es gäbe. „Wenn nur jemand käme“, meinte der Bauer, „und mein Pferd antreiben wollte, ich würde das Wagenrad heben und sofort wäre geholfen.“ „Nun, wenn es weiter nichts ist“, sagte der Kronprinz, „da wollen wir gleich sehen.“ Der Kronprinz ergriff das Pferd am Zügel und trieb es an, während der Bauer sich gegen das Wagenrad stemmte, und bald stand der Wagen wieder auf der Straße. Der Bauer dankte dem unbekanntem Herrn und fragte ihn, woher er sei. Als der Kronprinz erwiderte, er wohne in einem Hotel in A., fragte der Bauer, ob er ihn besuchen dürfe, worauf der Kronprinz meinte: „Ohne weiteres.“ Am nächsten Morgen kam in der That das Bäuerlein mit einem Paket unter dem Arm ins Hotel und erkundigte sich nach einem Herrn, der so und so aussehe und gestern auf der Jagd gewesen wäre. Man antwortete dem Bauer, der wohne allerdings hier, aber man könne nicht so ohne weiteres zu ihm. „Warum nicht?“ meinte der Bauer, „er hat mich ja doch eingeladen, zu kommen.“ Ein Bedienter ging nun in die Gemächer des Kronprinzen und kehrte mit dem Auftrage zurück, den Bauer vorzulassen. Bald stand dieser in einem schönen Zimmer dem unbekanntem Herrn gegenüber, dem er nochmals für die Gefälligkeit dankte und ihm zwei Flaschen seines besten Weines zum Geschenk anbot. Lächelnd lehnte der Kronprinz das Geschenk ab und sagte, der Bauer möge selbst den Wein auf die Gesundheit seiner (des Kronprinzen) Familie austrinken, und verabschiedete sich von dem Bauer. Dieser fragte draußen den Herrn, der ihn begleitete: „Wer und wo ist denn die Familie dieses Herrn?“ Als ihm nun die Aufklärung zuteil wurde, wer eigentlich der Unbekannte gewesen, war der Bauer anfangs sehr bestürzt, dann aber eilte er freudig nach Hause und erzählte mit Stolz, daß der Sohn des Monarchen ihm geholfen habe, den Wagen wieder ins Geleise zu bringen.“

Sicherlich mehr als die Hälfte derartiger Anekdoten sind erfunden, oder aber wird für ihre weiteste Verbreitung Sorge getragen, lediglich zu dem Zwecke, um für das Herrscherhaus Sympathie zu erwecken, mit anderen Worten: Re-

klame zu machen. Diese Reklame kam den Regenten und Feldherren des Altertums ungleich teurer als den Machthabern unsrer Zeit zu stehen. Man kannte noch keine Orden und mußte sich durch Austeilung reicher Geschenke die Sympathien, die Beliebtheit namentlich bei den Soldaten zu erwerben und zu erhalten suchen. Vornehmlich in der letzten Zeit der römischen Republik erreichten diese Austeilungen einen sehr bedeutenden Wert. L. Scipio Asiaticus, welcher als Konsul an der Spitze des Heeres stand, das den König Antiochus von Syrien 190 v. Chr. bei Magnesia besiegte, gab beim Triumph jedem gemeinen Soldaten vom Fußvolk 25 Denare (ca. 16 Mk.), dem Centurio das Doppelte, dem Ritter das Dreifache, außerdem doppelte Jahreslöhnung und doppelte Monatsration. Bei einem Triumph über die Spanier betrug das Geldgeschenk 50 Denare, resp. das Doppelte und Dreifache. Amilius Paulus schenkte nach Besiegung des Königs Perseus von Macedonien 167 v. Chr. dem gemeinen Fußsoldaten 100 Denare, den andern nach Verhältnis. Zu ganz fabelhafter Höhe stiegen diese Geschenke aber zur Zeit des Niederganges der Republik, in den Bürgerkriegen, wo es galt, mit allen Mitteln um die vielköpfige Popularität zu ringen. So gab Pompejus nach seinen asiatischen Siegen dem gemeinen Mann 6000 Sestertien (zirka 1200 Mark), Caesar im Jahre 47 v. Chr. sogar 20,000 Sestertien (4000 Mark.) Diese förmliche Bestechung ward nach und nach so üblich, daß die Geldgeschenke (donativum) der Kaiser und Feldherren bald als eine obligate Leistung derselben angesehen und gefordert wurden. Wo dieselben ausblieben, da gab es keine Gegenleistung. So verlor der geizige Sulpicius Galba durch Verweigerung des donativum den Thron. Tiberius, sonst keineswegs freigebig, verteilte im ganzen 48 Millionen Sestertien (zirka 10 Millionen Mark), Claudius versprach, um Kaiser zu werden, jedem Prätorianer 15,000 Sestertien.

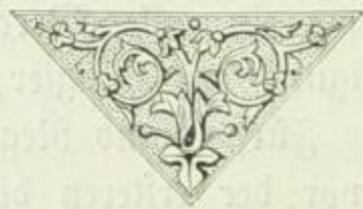
Unsere modernen Herrscher haben das „Donativum“ vollständig abgeschafft und an seine Stelle ein Surrogat treten lassen, welches sich zum Donativum wie die Zichorie zum Kaffee, wie Schaumgold zum Edelmetall verhält: den Orden. War das Donativum ein reeller Wert, so ist der Orden ein ideeller, diene das erstere zur Befriedigung der Habgier, so dient der Orden zur Befriedigung des Ehrgeizes. Für Fürsten und Regenten hat die letztere Methode, die Verleihung des Ordens, vor der ersteren den immensen Vorzug, daß sie wesentlich billiger zu stehen kommt. Der Uebergang von der einen Methode zur anderen vollzog sich schon zur Römerzeit. Man verlieh Hals- und Armbketten von Gold und Silber, Medaillons von Gold- und Silberblech oder Bronze, Ehrenlanzen, sogenannte hastae purae, später, seit Septimius Severus, um 200 v. Chr. auch förmliche Medaillen, die an einem Bande auf der Brust getragen wurden. Je mehr ein Kaiser derartige Auszeichnungen verlieh, desto mehr gewann er sich die Sympathien der maßgebenden Klassen seines Volkes. Und wie freigebig die Regenten waren, beweist ein Bericht aus der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr., nach welchem ein gewisser

2*

Siccius Dentatus 22 Ehrenlanzen, 25 Medaillons, 83 Halsketten, 160 Armbänder, 26 Kränze und Kronen, sowie noch verschiedene andere Auszeichnungen erhalten habe.

Im großen ganzen hat sich die Verleihung von Auszeichnungen glänzend bewährt. Diejenigen, welche im Ordensregen auch ihr Teil erhielten, gehören von da ab zu den wärmsten Befürwortern des Staates, sie ergehen sich fortan in Lobpreisungen über die Thaten der Monarchen und ganz vereinzelt stehen in der Weltgeschichte solche Fälle da, daß ein Dekorierter ein Verbrechen gegen das ihn auszeichnende Fürstenhaus unternommen hat. —

Wie manche Regenten in ihrem Größenwahn sich selbst Tempel errichteten und in denselben sich als Götter verehren ließen, so sorgten andere schon bei Lebzeiten dafür, daß ihr Ruhm in entsprechender Weise auch auf die Nachwelt kommen möge. Von verschiedenen Herrschern ist bekannt, daß sie sich Statuen und Bildsäulen errichteten, so z. B. von dem Herzog Johann Wilhelm von Berg, dessen Monument der Inschrift nach vorgeblich „von den dankbaren Bürgern der Stadt“, in Wirklichkeit aber von dem Fürsten selbst errichtet, sich auf dem Marktplatz zu Düsseldorf erhebt. Ein Gegenstück hat dieser Fürst in dem Anno 1873 in Genf verstorbenen Herzog Karl von Braunschweig, der bekanntlich sein bedeutendes, namentlich an Diamanten reiches Vermögen der Stadt Genf mit der Verpflichtung vermachte, ihm daselbst ein großartiges Denkmal mit seinem Reiterstandbild zu errichten. Um den Besitz der Erbschaft antreten zu können, kam die Stadt Genf dieser Bedingung des Testamentes nach, und so zählt die schöne Rhônestadt zu ihren Sehenswürdigkeiten seit 1879 das Denkmal eines Mannes, der sich als Fürst, Kuriositätendieb und Sonderling berüchtigt gemacht hat.



Krieger und Feldherren.

Wenn wir uns dem Studium des Kriegswesens bei den wilden Naturvölkern hingeben, so werden wir bemerken, wie vielfach die ganze Erziehung der Knaben auf die Erweckung kriegerischen Ehrgefühles gerichtet ist. Frühzeitig erhalten dieselben Bogen, Pfeile, Messer und Lanzen, und so versehen streichen die Knaben allein durch Wälder und Prairien, um ihre Kraft, ihren Mut zu proben. Von durchaus erfahrenen Kriegern werden ihnen die tausend verschiedenen Künste und Kniffe beigebracht, die ihnen während einer Kriegsfahrt dienlich sein mögen. Sehr oft werden auch aus der streitbaren Jugend des Lagers zwei Parteien gebildet, die unter Leitung anerkannter Krieger vollendete Scheinkämpfe gegen einander ausführen müssen. Jeder Teilnehmer an denselben trägt auf dem Kopfe ein Stückchen Büffelfell, welches den Scalp darstellen soll. Wem dieser Scalp genommen wird, ist ehrlos, wird verspottet, der Sieger hingegen wird im Lager von allen Erwachsenen belobt und als Vorbild gepriesen.*) Unter solchen Uebungen kommt für den Jüngling die Zeit, wo er in den Kriegerstand aufgenommen zu werden wünscht. Diese Aufnahme aber kann nur dann erfolgen, wenn er während der sog. „Kriegerprobe“ auch den Beweis dafür gebracht hat, daß er würdig ist, ein Krieger zu sein, daß er mutig, ausdauernd und standhaft im Ertragen von körperlichen Schmerzen ist.

Eine solche Kriegerprobe findet sich noch bei manchen Naturvölkern, am schwersten dürfte dieselbe jedoch bei den Indianern Nordamerikas sein. Die jungen Männer suchen in dem Streben, den Ruf eines besonders tapferen und standhaften Kriegers zu erlangen, in der Erfindung ausgesuchter Selbstquälereien einander zu überbieten. Die Willenskraft, mit der sie körperliche Schmerzen aushalten und ertragen, ist geradezu wunderbar, indem namentlich während des berühmten Sonnentanzes in den einzelnen Tanzpausen viele sich 50—200 Fleischstückchen aus Armen und Beinen schneiden oder schneiden lassen.

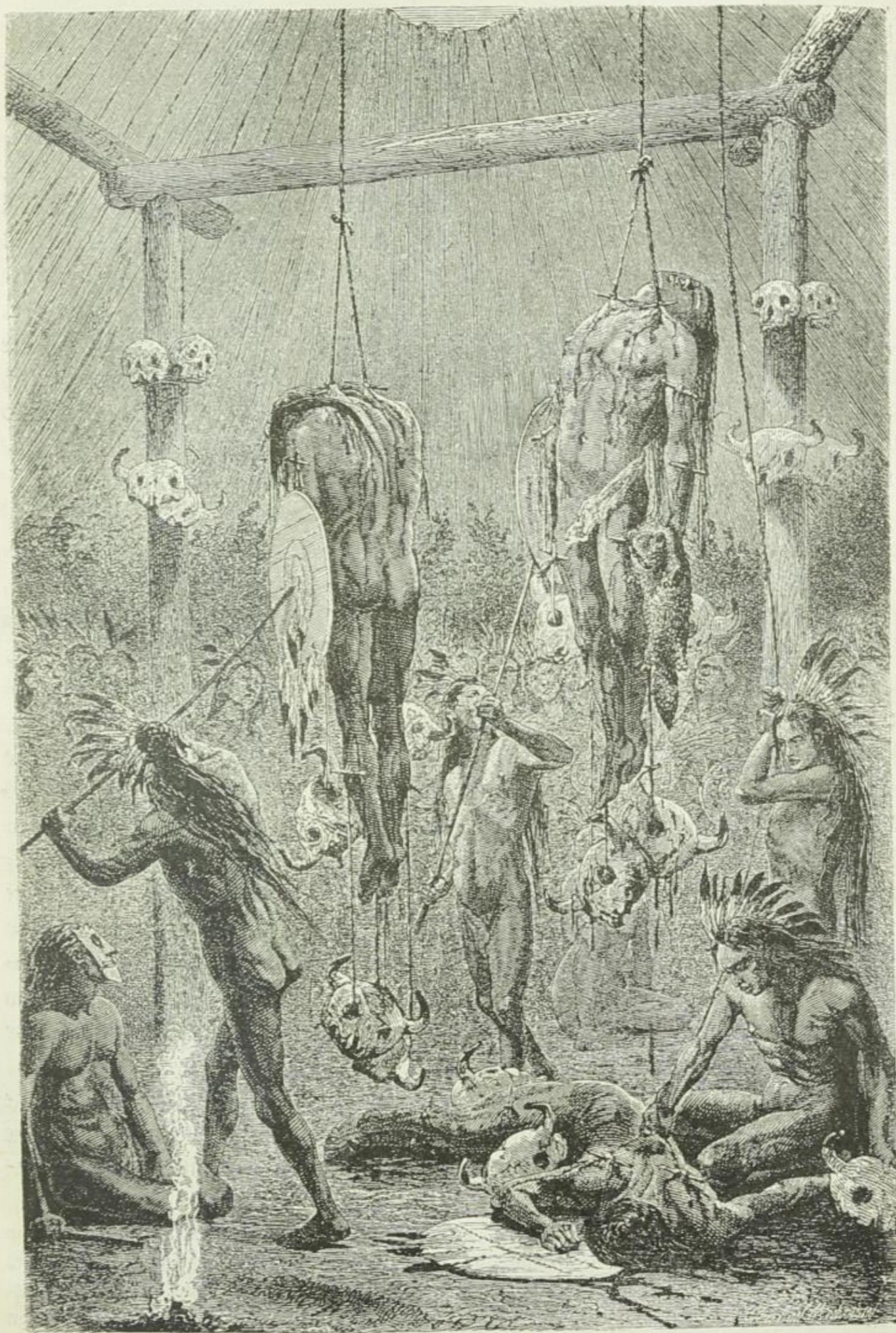
Andere tanzen mit 2—3, ja selbst mit 4 Büffelköpfen, die an durch die Brustmuskeln gezogenen Lederriemen befestigt sind. Andere lassen sich so stark

*) Die Abbildung eines derartigen Scheinkampfes findet sich in Catlin, Illustrations of the manners and customs of the North-American Indians I., Letter 19. Mehrere derartige Scheinkämpfe beobachtete Verfasser dieses bei den Sioux und Krähen-Indianern.

an den Medizinpfahl binden, daß die Stricke tief in das Fleisch einschneiden und doch machen sie dann wütende Versuche, loszubrechen.

Die Jünglinge der Mandan-Indianer unterwarfen sich folgenden grauenhaften Torturen: „Mit Daumen und Zeigefinger wurde das Fleisch an den Schultern oder der Brust emporgezogen und mit einem Messer durchbohrt, dessen Klinge an beiden Seiten zuvor sägeartig zerhackt worden war, so daß jeder Einschnitt den größtmöglichen Schmerz verursachen mußte. Durch die auf solche Weise erzeugten Wunden wurde ein Holzpflock von der Dicke eines Fingers geschoben, dann ließ man vom Dache der Medizinhütte zwei Lederriemen herab, die man an den Pflocken befestigte und woran man nunmehr die Gemarterten soweit in die Höhe hißte, daß die Füße nicht mehr den Boden berührten. Darauf wurde das Fleisch der Ober- und Unterarme, der Hüften, der Ober- und Unterschenkel in gleicher Weise durchbohrt, in gleicher Weise mit Holzpflocken versehen und diese Holzpflocke obendrein mit dem Schilde, dem Medizinbeutel oder mit Büffelschädeln beschwert, sodann wurde der Körper soweit emporgezogen, daß auch diese Anhängsel frei in der Luft schwebten. So gewährten die Gemarterten einen entsetzlichen Anblick, Ströme Blutes rieselten an dem nackten Körper herab, schwer hing der Kopf nach vorn oder hinten über, die Zunge trat weit zum Munde hinaus. Das Fleisch war da, wo die Holzpflocke und Lederriemen befestigt waren, die den Körper in der Schwebe hielten, bis sechs oder acht Zoll emporgehoben. Endlich drehte man die Dulder um sich selber herum, erst langsam, dann immer schneller und schneller, bis der so grauenhaft Behandelte nahezu das Bewußtsein verloren hatte und entsetzliches Schmerzgestöhne sich mit den zum großen Geiste emporgesandten Gebeten verband. Aber immer schneller erfolgten die Drehungen, keine Sekunde der Ruhe ward vergönnt, bis auch der letzte Schmerzensschrei, der letzte Seufzer verklungen war und kein Zucken mehr verkündete, daß noch Lebensgeister vorhanden seien. So blieb der Gemarterte fünfzehn, zwanzig Minuten lang hängen, anscheinend ein lebloser Körper und nun, nachdem der Medizinbeutel der völlig kraftlosen Hand entsunken war, ließ man den Ohnmächtigen endlich wieder zum Boden hinab, nur aber, um ihn neuen Martern entgegenzuführen. Man entfernte zunächst die Holzpflocke an Brust und Schultern, beließ aber die übrigen nebst ihrem Gewicht, und so schleppte sich der Gequälte, nachdem er wieder zu sich gekommen, zu einem neuen Martyrium, indem er seine Hand auf einen Büffelschädel legte und sich zu Ehren des großen Geistes den kleinen mitunter sogar auch noch den Zeigefinger der linken Hand abhacken ließ.

Während all dieser Torturen standen die Häuptlinge und Krieger als Zuschauer rings umher, um zu entscheiden, wer von den Gemarterten die standhaftesten seien, wer am längsten auszuhalten, wer am längsten zu widerstehen vermöge. Endlich wurden die Armen zur Medizinhütte hinaus geführt, aber ihre Qual hatte immer noch kein Ende — noch waren ja die Büffelschädel, der Schild, die



Kriegerprobe bei den Mandan-Indianern.

(Nach einem Holzschnitt im „Globus“. Verlag des Bibliogr. Instituts, Leipzig.)

Anhängsel an den Pfählen befestigt. Und nun begann der sog. „letzte Lauf.“ Bleich und erschöpft durch Blutverlust und vier Tage langes Fasten, standen die Dulder, harrend der neuen Pein. Und jeder derselben ward auf ein gegebenes Zeichen von zwei Kriegeren bei den Armen ergriffen und in schnellem Laufe fortgerissen, so wild als möglich, um die Medizinhütte herum, so daß Büffelschädel, Schild und alles andere an den Pfählen Befestigte auf und niedersprang, wobei der Indianer in der Regel das Bewußtsein verlor, ehe auch nur der halbe Kreis durchgemacht war. Endlich riß man ihnen alles, was an den Pfählen noch befestigt war, mit Gewalt ab, bedeckte sie mit Weidenbüscheln und ließ sie liegen. Nach einiger Zeit erhoben sich dann die Gefolterten und gingen, so gut sie konnten, nach ihrem Wigwam, wo man die Wunden verband.**) Hat so durch das standhafte Ertragen dieser entsetzlichen Martern der Indianer den Beweis erbracht, daß er würdig ist, ein Krieger zu sein, so schließt er sich einem Häuptlinge an, um demselben auf dem Kriegspfade zu folgen.

Die Heldenthaten, die er hier zu bestehen Gelegenheit findet, werden auf den Innenseiten der ihm als Hülle dienenden Büffelhäute, oder auf der Außenseite des Schildes bildlich dargestellt: die Wunden, die Blutverluste, die Gefangenen, die Getöteten, die gestohlenen Pferde und Weiber, alles nach der eigentümlichen Art der noch in der Kindheit befindlichen indianischen Malerei, schwarz, rot, grün, gelb und blau angemalt. Verfasser dieses besitzt in seiner indianischen Sammlung gegen 100 derartige bildliche Darstellungen, Originalzeichnungen der Sioux, Pawnees, Utahs, Bella-Coolas u. s. w. Die interessantesten Stücke dürften die Lebensgeschichte des „langen Hundes“, sowie eine Kriegsszene des Häuptlings „Krähenkönig“ sein, welche wir hier in Reproduktion wiedergeben. Auf dem einen Blatte sehen wir den Häuptling, von seinen wenigen Kriegeren umgeben, in furchtbarem Ansturm auf eine Truppe amerikanischer Soldaten begriffen, das andere Blatt stellt die friedlicheren Heldenthaten des „langen Hundes“ dar, welcher im Laufe der Zeit außer einigen Pferden nicht weniger denn 23 Weiber zusammengestohlen hatte, deren Namen freilich dem Gedächtnisse des Wackeren entfallen waren und deren Persönlichkeiten er sich nur noch je nach der verschiedenen Farbe ihrer Decken zu entsinnen vermochte.**)

Auf derartige, mit den Bildern seiner Heldenthaten geschmückten Büffelhäute und Schilde ist der Indianer stolzer, wie ein europäischer General auf seine Orden und Ehrenzeichen; wo er kann, trägt er dieselben mit sich herum, ängst-

*) Eine eingehende Schilderung dieser Marternszenen ist bei Catlin, Illustrations of the manners etc. of the North-American Indians, Letter 22, zu finden. Uebrigens wiesen auch die einzelnen Mitglieder der großen Sioux-Indianertruppe, welche im Jahre 1886 unter Führung des Verfassers Deutschland, Oesterreich und Ungarn besuchte, sämtlich unzählige Narben an Brust, Armen und Beinen auf, die auf derartige Selbstmarter zurückzuführen waren. Vergl. auch Cronau, Fahrten im Lande der Sioux, S. 27.

**) Vergl. Cronau, Fahrten im Lande der Sioux. S. 24.



Der Häuptling „Rähenkönig“ mit seinen Kriegern im Kampfe mit amerikanischen Truppen.
 (Nach einer im Besitze des Verfassers befindlichen Originalzeichnung des Häuptlings.)



Bemalte Büffelhaut des „Langen Hundes“, ihn selbst auf dem Pferde- und Frauendiebstahl darstellend.
 (Im Besitze des Verfassers.)

lich dafür besorgt, daß sein Glanz nicht von dem eines Nebenbuhlers überboten und verdunkelt werde.)

Einer anderen eigentümlichen Sitte begegnen wir bei polynesischen und melanesischen Volksstämmen, welche eigentlich auch nichts weiter als eine in System gebrachte Großsprecherei und Reklamemacherei ist. Oder was wäre es anders, wenn vor dem Auszuge zum Kampfe die Krieger einzeln oder in Gruppen mit den großen Worten vor ihren Häuptling hintreten: „Kennst Du mich, Herr? Deine Feinde werden mich bald kennen!“ „Sieh diese Art, morgen wird sie in Blut gebadet sein!“

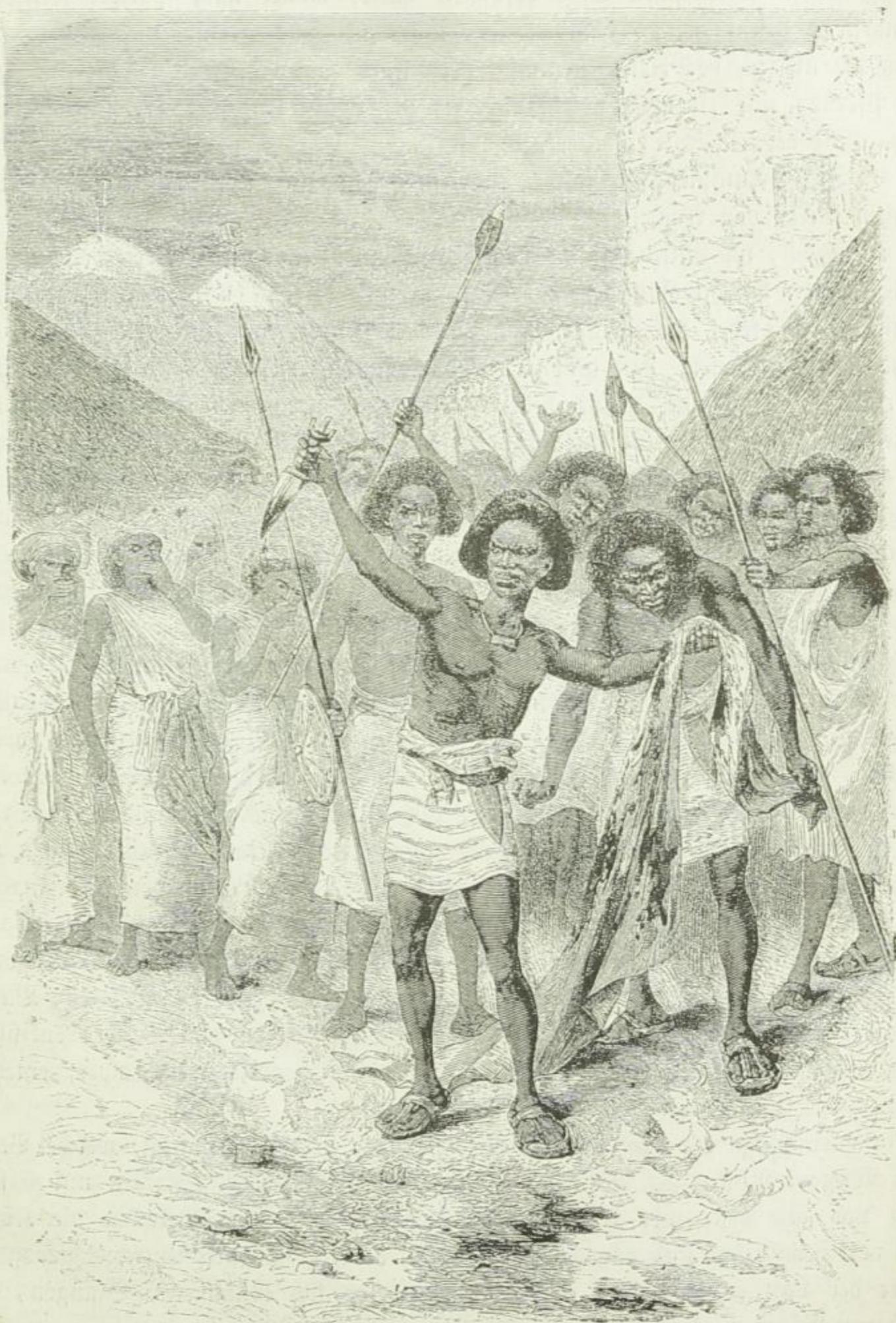
Derartige Großsprecherei ist unter kriegsführenden Völkern uralt; schon Homer läßt die iliadischen Helden ähnliche hochtönende Herausforderungen vorbringen, wobei sie niemals vergessen, außer ihren Thaten womöglich auch noch den ganzen Stammbaum ihres erlauchten Geschlechtes bis zu den mythischen Ururahnen hinauf aufzuführen. Solches war übrigens noch im Mittelalter unter den Rittern üblich, sobald sie einander zum Zweikampfe forderten, und wird von mehreren Schriftstellern berichtet, daß sich solche von reklamenhaftem Eigenlob strotzenden Zwiegespräche manchmal etwas gar sehr in die Länge gezogen hätten.

Allüberall ist es bei den Naturvölkern auch üblich, daß der heimkehrende Sieger seine Thaten preist und verkündet. Den indianischen Kriegern bietet sich hierzu die herrlichste Gelegenheit während des Skulptanzes. Mit hochtönender Stimme führen sie aus, welche Thaten sie vollbracht haben, und dieses reklamenhafte Eigenlob wird durch pantomimische Wiederholung der Thaten aufs meisterlichste illustriert.)

Der Reisende Révoil*) berichtet von einem Daut-Krieger, der einen feindlichen, von einem Pfeile getroffenen Abgal verfolgte. Der Daut stürzte auf den Gefallenen zu, setzte ihm das Knie auf die Brust und stieß ihm seinen breiten Dolch so in den Hals, daß der Kopf vom Rumpfe beinahe vollkommen getrennt wurde. Der Daut wurde von den Bewohnern der nahegelegenen Stadt unter Lobpreisungen eingeholt. Dabei schwang der Sieger in der Rechten seinen noch blutigen Dolch und in der anderen Hand hielt er das Gewand seines gefallenen Gegners. Auf seinem Antlitze malte sich wilde Freude. Hinter ihm gingen ungefähr 200 Frauen, die seine That verherrlichten.

Wir sehen hier den Dautkrieger einen Triumph feiern, der in gleicher Form bei vielen Völkern wiederkehrt und den einziehenden Siegern zur eigenen Verherrlichung ihrer Verdienste die beste Gelegenheit bietet. Im alten Rom war der Triumph das glänzendste militärische Schauspiel und wurde von dem einziehenden Feldherrn dahin ausgebeutet, seine eigenen Verdienste und seinen Wert mit allen Mitteln der Reklame ins rechte Licht zu rücken — Tamtam zu schlagen.

*) „Aus allen Weltteilen“ 1885, S. 292.



Rückkehr eines Daüt-Siegers.

(Nach einem Holzschnitt aus „Le tour du monde“, Paris.)

Zur Abhaltung eines Triumphes war nötig, daß der Feldherr bestimmte Erfolge aufzuweisen hatte, es wurde verlangt, daß er in einem regelmäßigen Krieg einen bedeutenden Sieg erfochten hatte, wobei nach späterer Festsetzung mindestens 5000 Feinde gefallen sein mußten. Für geringere Erfolge wurde auch die ovatio, der kleine Triumph verwilligt, wobei der Sieger zu Fuß, später zu Pferde, mit einem Myrtenkranz in die Stadt einzog. Im ganzen fanden etwa 350 derartiger Triumphzüge statt.

Das Schauspiel eines solchen führt uns Theodor Simons in einem farbenreichen Bilde vor Augen*).

„Hoch, im Mittag fast, steht des Sonnengottes glühendes Gespann, und neues Leben durchströmt der harrenden Römer Adern, denn es ordnen sich die Reihen, es bildet die Menge nach rückwärts drängend eine freie Gasse. Der hohe Senat schreitet, von Tubatönen begrüßt, gemessenen Schrittes der Ehrenpforte zu. Tausende Köpfe heben, tausende Hälse recken sich: ein mächtiger Kriegsmarsch erfüllt die Gasse plötzlich, und von Mund zu Mund, von Gruppe zu Gruppe, von Straße zu Straße bis hinauf zum Kapitol pflanzt sich ein Brausen, ein Geschrei fort, welches der ganzen Stadt den Beginn des Triumphs anzeigt. Rossgebändiger in kurzen Seidentuniken führen die Wagenkette und der Beutefarren unabsehbare Reihe an. Unermeßlich ist der Reichtum, der nun langsam vorüberzieht. Prachtwerke, Kunstgebilde ganzer feindlicher Provinzen, seit Jahrhunderten bewahrt und aufgestapelt und jetzt dem Kriegsraub verfallen — hier liegen sie auf und über den Rädern der Triumphfuhrwerke, übersprudeln deren Podien und schleifen auf dem Pflaster nach, babylonische Teppiche, syrische Decken, phönizische Wollstoffe, persische wuchtige Gewebe, indische Brokate, Purpurchänge, Bissus, Baumwollstoffe aus dem Pontus, Gewänder, fremdartig in Schnitt und Arbeit, bekunden der geknechteten Feinde Kunstfertigkeit und Prachtliebe. Siebenfach auf den Behikeln aufgeladen, wetteifernd in Farbenschönheit, Glanz und Verbrämung, glitzern und funkeln im Strahl der Sonne die vorüberrauschenden Tempelgewänder und heiligen Tücher Zions, deren Wucht der Zugtiere Joch schier zu erdrücken scheint, gekrönt mit den Schalen, Vasen, Krügen, Kelchen, priesterlichen Gefäßen und Opferbecken, den Altären entführt; denn nichts blieb dem unglücklichen Israel, als geplünderte Tempel, entehrte Heiligtümer und verwüstete Städte.

Wer schätzt die Last der Maultiere, sowie der Biergespanne, welche Berge von Waffen, Rüstungen, Schilden, Türme von Erzgebilden, Statuen und Elfenbein vor den erstaunten Römern vorüberschleppen! Hier entlocken die Körbe voll von gemünztem und ungemünztem Golde, dort der Standartenträger gebogene, unter der Last von Kronen, Ketten, Geschmeide sich krümmende Stangen, die goldenen Bäumen gleichen, Schreie der Bewunderung. Auf hunderten von großen

*) Th. Simons, Aus altrömischer Zeit II., S. 112.

Titulushaltern*) ist zu lesen, welche Thaten der Triumphator vollbracht, wie viele Städte und festen Plätze er erstürmt, wie viele Schiffe er genommen, und mit wie vielen Talenten er den Staatsschatz bereichert.

Doch wem gilt das erneuerte Schreien? Wohin deuten all die Finger? Was bewegt die Menge so heftig? Hoch aus dem Knäuel des Zuges ragen dunkle, riesige Massen empor: Elefanten und hochbeinige Kameele, vom Sieger heimgebracht und heute zur Schau geführt. Geschmückt mit reichgewebten Dorjalien, Decken und Gurten, tragen sie auf ihren Rücken des Orients Schätze und Erzeugnisse: Seide, Wolle, Wein, Del und Gewürze, und füllen so fast der ganzen Straße Breite aus. Ganze Schwärme von Straßenkindern folgen mit neugierigen, erstaunten Blicken diesen plumpen friedlichen Tieren, welche, von kraushaarigen Nubiern geleitet, in rhythmischem Schritte die Menge durchschreiten. Nicht minder aufregend für die Zuschauer, und bewundert mit Mienen der Scheu und Angst, folgen diesen fremdartigen Lasttieren nun auch der Wüste Bewohner, in Käfigen und an Ketten: schwarzgemähnte Löwen aus Mesopotamien, Tiger aus Hyrcania, Hyänen vom Drus, Panther aus Arabien, und Luchs und Bär, wilde Pferde und Esel, geführt und gebändigt durch Nasenringe oder Stachelhalfter. Friedlich schlängelt sich jetzt ein grüner Wald durch die lebendige Gasse, versöhnend gleichsam und der Adern aufgeregtes Blut besänftigend. Des Orients Pflanzenwelt in silbernen Kufen führen auf Bahren goldbefranste Träger vorüber. Ein wandelnder Hain von Zweigen, Blättern, Blüten, Früchten, Stauden, Bäumen, die tausendfältigen Duft verbreiten: des Kirschbaumes blutgefärbte Früchte, der Mandeln, Oliven, Kastanien zarte Stämme aus dem Pontus, der Quitte Aepfel von Cretas Küste, die Chalotte- und die Cassiastaude von Ascalon. Ihre rotwangigen Früchte bieten hier die Pfirsichbäumchen aus Colocassia, dort die Aprikosenstämme Armeniens, die Pistazien vom Indus. Des Drus saftige Melonen, des Jaxartes Zitronen, Mediens Mandeln und Feigen, gleich funkelnden Edelgewächsen liegen sie in ihrer grünen Laubumfassung. Vierfach bespannt sind auch die Radgestelle, welche des Citrus feingemaserte Platten, des Libanons Zedern tragen. Baumstämme ferner, von riesigem Umfange, und fremde Hölzer, glattpolierte Tafeln aus Asiens jungfräulichen bisher noch von keiner Art berührten Wäldern, erfüllen der Römer Augen mit Staunen.

Nach solch erhabenem nie gesehenen Schaugepränge, wie alltäglich nun erscheint dem Volke das heilige Getriebe, die „Opferprozession“, eines jeden Festzugs unausweichbares Gefolge. Wie unerträglich langsam schreitet der weiße Opferstier an dem schaulustigen Volke vorüber. Gravitätisch vornehm folgt seinem Opfer der Pontifer Maximus mit Löffel, Beil und Wedel. Mehr aus

*) Die Titulushalter waren ähnlich unseren großen an Stangen getragenen Plakattafeln, waren aber aus Erz hergestellt.

Gewohnheit als aus Ehrfurcht verneigt sich vor ihm die Menge. Kaum beachtet bleiben auch die wandelnden Tapetenbilder, die Kriegsgemälde, die zahllosen Ansichten erstürmter Städte und Festen, welche an Stangen baumeln und flattern. Trompetenklang und der Tuben schmetternde Töne, Blitze inmitten der Priester Flötengequiecke, bringen plötzlich neues Leben in die im Götteranblicke sich langweilenden Massen.

Wie der Magnet das Eisen, so zieht der Tageshelden Erscheinen aller Blicke auf sich. Lorbeerbekränzt und statt des Schwertes des Delbaumes frische Zweige schwingend, folgen ihren Führern die mit Ruhm bedeckten Krieger, Reiter und Fußvolk — stämmige, im Kriege ergraute Männer, vom Heere die Auserlesensten und Bravsten. Manche Narbe deckt der Lorbeer, manche Wunde des blanken Panzers Blech. Tücher schwenken, Hände winken, es wiehern die stolzen Hengste und stampfen mit dem Eisen das rosenbestreute Pflaster und wiegen mit den Häuptern. In der Kohorten Lücken schwanke auf ihrem Räderwerke der Balisten, Catapulten und Tormenta schwerfällige Gebälke, Belagerungsmaschinen von merkwürdigem Bau und Gefüge, und erschüttern den Boden gleich mächtigen Ungeheuern.

Und immer aufgeregter wird das schauende Volk, denn brausend, wie rollendes Donnergetöse schlagen von fernher Töne ans Ohr. Das ist kein Freudengeschrei, nein — bei allen Göttern, das ist Wutgebrülle und Hohn.

Blaset hoch auf, ihr Trompeten und Hörner, tönt hell ihr Cymbeln und Becken: Israel naht in Ketten, in Fesseln. Es klirren die Eisen der gefangenen Söhne und Töchter Zions.

Nicht mehr zu halten ist das Volk. Es lösen sich alle Banden, Sturm ist ausgebrochen, der Leidenschaft Dämonen sind entfesselt. Zwischen Reiterwachen eingeengt, in unabsehbaren dunklen Reihen schreiten nunmehr die Gefangenen einher mit Fesseln an Arm- und Fußgelenken, den Tod im Herzen.

Furchtbares, grauenerregendes Schauspiel: Greise, Männer, Jünglinge in schwarzen Talaren, das Haupt mit Asche bestäubt, die Blicke zu Boden geheftet, wandern durch des Triumphthores großen Bogen, das Riesenjoch, welches Römer-Übermut ihnen heute auferlegt. Gebrochen und tiefgebeugt, wie kein Volk auf Erden, ist das einst so stolze Juda. Ein Maultier trägt den jüdischen Hohenpriester Simon-Bar-Gioras; ein Halsband an der Kette umschließt seinen Hals; eiserne, schwere Fesseln schlagen rechts und links des Tieres Flanken. Seinem Schicksale zieht er entgegen, die Fäuste geballt, den Römern fluchend. Ihm folgt, von Schmerz und Alter gebeugt, Johannes von Gischala, der Juden Aeltester und Feldherr. Von der Zuschauermenge verhöhnt, verwünscht, eröffnen sie den traurigen Zug der Gefangenen, die nun in endloser Reihe, gefesselt und gebunden, von Wachen gehütet, das rosenbestreute Pflaster der Triumphstraße überschreiten. Zerrissen sind ihre schwarzen Talare. Barfüßig, mit verwildertem Haar und Barte, bieten sie ein nie gesehenes Bild des Elends, Jammers und

der Verzweiflung dar. Ihren festgeschlossenen Lippen entfährt kein Laut des Schmerzes, ihren vertrockneten Augen keine Thräne der Binderung, ihrer beengten Brust kein Seufzer. In Staubwolken eingehüllt folgen die Isateiden aus königlichem Stamme, die kämpfend, blutend unterlagen. Entfallen sind ihre Kronen. Weh ihnen, weil sie gesündigt! Doch die Mienen der unglücklichen Königsöhne verraten kaum das Weh, welches ihre Brust zu sprengen droht.

Dreifach gebunden ist Nabataios der Starke, dessen Armes Wucht manches Römerschwert zu nichte machte. Wild flattern die dunkeln Locken um das bart-



Einzug des Siegers.

lose Antlitz des schönen Zacharias-Bar-Kain von Berytos, der, obwohl ein Jüngling noch, mit einer kleinen Heldenchar ganzen Römerlegionen die Spitze bot. Und siebenhundert der edelsten Abkömmlinge des geknechteten Israels — gebrochen ziehen sie vorüber — lautlos. Nur die Fesseln, welche auf dem Pflaster schleifen, klirren im Takte der Schritte ihrer Träger.

Um das Maß des Glends voll zu machen, folgen nun, angeführt von Tubabläsern die Scharen jüdischer Frauen, Zions Töchter, geknebelt und gebunden: Matronen mit silberweißen Locken, gebrechlich und schwankend; Frauen, dem häuslichen Herde entführt, Mädchen, der Kindheit kaum entwachsen. In

schwarze Gewänder gehüllt, schreiten sie dahin. Hitze, Müdigkeit und all das Weh machen ganze Reihen niedersinken, doch die Stöße ihrer Umgebung, harte Worte und Streiche bringen sie wieder zur Besinnung, und weiter schleppen sie ihre Fesseln und ihr Unglück . . .

Und wiederum ein Chor von Flöten- und Tubabläsern, welcher mächtige Tragbahren umgibt. — Doch die Römer haben kein Auge mehr für die kostbaren Tempelschätze, für den goldenen Tisch der Schaubrote, den siebenarmigen Leuchter, für die ehernen Gesektafeln und die Purpurvorhänge, dem Tempel Salomons entführt; denn schon haben die unmittelbar dem Triumphator vorangehenden Träger der Stangen mit den elfenbeinernen Viktorienbildern das Triumphthor durchschritten, schon wiehern die feurigen Rosse des Triumphwagens und entziehen sich bäumend der Faust ihrer Führer. Kränze durchschwirren die Luft, und unermesslicher Jubel bricht sich Bahn. Im Ornate des kapitolinischen Jupiter, in purpurner, goldgestickter Toga, vergoldeten Schuhen, einem Zepher und einem goldenen Lorbeer in der Hand, über ihm die goldene edelsteingeschmückte Krone Jupiters, so naht der Held des Tages in seinem elfenbeinernen Becherwagen:

„Heil Titus, dem Triumphator, dem Sieger, dem Vater des Vaterlandes, Heil ihm, Heil, Heil!“ — —

Ist es zu verwundern, wenn viele Heerführer, um die Bewilligung zu einem derartigen Triumphzuge zu erlangen, die größten Anstrengungen nicht scheuten, auch wenn sie, wie einige Feldherren, mit ihren Soldaten draußen vor den Thoren Roms auf die Bewilligung des Triumphes über ein Jahr lang harrend lagern mußten??



Titel, Triumphzeichen und Orden.

„Mundus titulis titillatur“, „die Welt wird durch Titel gekitzelt“, so beginnt in den „hinterlassenen Papieren eines lachenden Philosophen“ das Kapitel über die Titulaturen, und an gleicher Stelle wird gesagt, daß dieser Ausspruch auf die deutsche Welt mehr anzuwenden sei, als auf alle anderen Staaten und Völker der Erde.

Diese letztere Behauptung halten wir zum mindesten für übertrieben, die Titelsucht ist eine Schwäche, die sich bei allen Menschen und in allen Zeitaltern findet und können wir nicht ersehen, warum die Titelsucht gerade eine „speziell deutsche Thorheit“ sein soll. Die Menschen haben von jeher nach Erhöhung, nach Rang, Würden, Titeln und Orden gestrebt, und dieser Drang, emporzustreben, wird sich wohl zeitweise einschränken, aber sicherlich niemals unterdrücken lassen.

Wie unbegründet die Behauptung ist, daß speziell der Deutsche ein Titel- und Ordensnarr sei, ergibt sich sofort, wenn wir die Blicke über die Grenzen des deutschen Landes hinaus, beispielsweise nach dem Orient wenden und dem Zeremonienwesen der dortigen Höfe einige Aufmerksamkeit schenken. Dann werden wir sehr bald finden, daß das Ordenswesen daselbst eine mindestens ebenso hohe Ausbildung wie in Europa erlangt hat, daß daselbst Titel von einer in Deutschland ganz unerhörten Ueberschwenglichkeit und Länge bestehen.

Wollen wir, bevor wir einige dieser Titel aufführen, zunächst einen Blick in die Geschichte des Altertums werfen, so werden wir eingestehen müssen, daß schon die alten Ägypter auf dem Gebiete der Titulaturen uns wenig zu erfinden übrig gelassen haben.

Gleich bei der Thronbesteigung nahm der altegyptische König folgende Titel an:

„Horus: der beide Länder vereinigte,

Der Herr des Geier- und Schlangendiadems: dauernden Glanzes,

Der goldene Horus: Seele der Götter,

Der König von Oberegyp ten und König von Unteregyp ten: „Rê' glänzenden Lebens“,

Der Sohn des Rê': Sebekhôtep.“

Alle diese Worte waren nötig, um einen ägyptischen König zu bezeichnen.

Und doch genügte manchen Herrschern dieser Bombast noch nicht, sie ließen sich von feilen Schreiberseelen mit noch weiteren Titulaturen überschütten. So lautet z. B. die Datierung einer „Stele“, die unter Ramses II. am Wege zu den nubischen Goldminen errichtet wurde:

„Im Jahre 3 unter der Majestät des
Horus: starker Stier, von der Göttin der Wahrheit geliebt,
Der Herr des Geier- und des Schlangendiadems: der Egypten
schützt und die Barbaren bändigt,

Der goldene Horus: reich an Jahren, groß an Siegen,

Der König von Oberegypten und König von Unteregypten:
„Rê“ stark an Wahrheit, vom Rê' auserwählt,

Der Sohn des Rê': der vom Amon geliebte Ramses, der immer und
ewig Leben spendet, der vom Amon-Rê', dem Herrn des Tempels „Throne
beider Länder“, dem thebanischen, geliebt wird, leuchtend auf dem Throne unter
den Lebenden, gleichwie sein Vater Rê' alltäglich,

Der gute Gott, der Herr des Südländes — der buntgefiederte Horus
des Tempels von Edfu, der schöne silberne Sperber, der Egypten mit seinen
Flügeln schützt, für die Menschen Schatten bereitend, — die Burg der Stärke
und des Sieges, — der aus dem Mutterleib schrecklich hervorkam, um sich
seinen Ruhm zu nehmen, seine Grenzen ausbreitend, — dessen Leib Farbe ge-
geben ist gleich der Stärke des Kriegsgottes Mont, — der Gott Horus, der
Gott Set; — am Tage seiner Geburt war ein Jauchzen im Himmel; die Götter
sagten: wir haben ihn erzeugt; die Götter sagten: er ging aus uns hervor, um
das Königtum des Rê' zu führen; Amon sprach: ich bin es, der ihn gemacht
hat, ich setzte die Wahrheit dadurch wieder an ihre Stelle, die Erde ist nun be-
festigt, der Himmel vergnügt, die Götter zufrieden seinetwegen, — der starke
Stier gegen das elende Aethiopien, der sein Gebrüll ausstößt gegen das Neger-
land; während seine Hufe die Troglodyten zerstampften, stieß sein Horn auf sie;
sein Geist ist mächtig in Nubien, und der Schrecken vor ihm erreicht das Land
Kary; sein Name kreist umher in allen Ländern wegen der Siege, die seine
Arme errungen haben; — aus dem Berge kommt das Gold hervor auf seinen
Namen gleichwie auf den Namen seines Vaters, des Gottes Horus vom Lande
Baka — der viel geliebt wird in den Ländern des Südens, gleich dem Horus
zu Me'ama, dem Gotte des Landes Buhen“ zc.*)

Ähnlich monströse Titel sind noch heute in außereuropäischen Ländern
üblich, so rief ein Höfling bei der Audienz des Britten Brown bei einem afri-
kanischen Könige: „Sehet den Büffel, den Abkömmling des Büffels, den Stier
der Stiere, den Elefant von großer Stärke, den mächtigen Sultan, dessen Leben
Gott verlängern möge und ihm stets Sieg verleihe!“

*) Ebers, Egypten I., S. 89, 90.

Wie Weber in seinem Demokritos*) diese orientalischen Titel zusammenfaßt, sind die Könige des Orients „Kinder der Sonne und Vettern des Mondes, Könige der Könige, Herren alles Goldes und des Schwertes mit 190 Scharren aus dem Kampfe mit dem Erzteufel; Herren des Dolches, der da murren, wenn man ihn in die Scheide steckt; Herren des Büffels, dessen Hörner zehn Fuß voneinanderstehen; des Kokosbaumes, den niemand ersteigt; Herr des süßen Wassers, der Luft und der Wolken, dessen eines Auge der Sonne, das andere dem Monde gleicht, dessen Atem wie der sanfte Wind des Himmels und wohlriechender als Benzoe und Myrrhen ist; seine Nasenlöcher duften Ambra und Moschus und seine Haut glänzt im Glanze des Diamantes.“ Der König von Ava nannte sich noch besonders in seinem ellenlangen Titel: „König der 24 weißen Sonnenschirme“, der Herrscher von Birma hingegen „Herr des weißen Elefanten und aller Elefanten der Erde.“ Durch die Byzantiner und durch die Kreuzzüge wurden derartige Ueberschwenglichkeiten auch nach Europa importiert. Die Könige, Fürsten und Herzöge, die sich bisher ganz einfach nach ihrem Amte nannten (z. B. Herzog = Heerführer) begannen allerlei Bei- und Nebentitel anzunehmen, sie nannten sich „Majestät“, „Hoheit“, „Durchlaucht“, „Erlaucht“, „Erzellenz“, Worte, deren eigentliche Bedeutung man aus Webers Demokritos erfahren mag.**)

Auch die alten Römer haben ihre Freude an leeren Titeln gehabt und es ist satzsam bekannt, daß solche leeren Titel gesucht wurden. Man ließ ihnen auch nicht bloß diese Freude, sondern man ließ sie dieselbe nicht selten teuer erkaufen. Ein solcher eifrig begehrter Titel war der „Vir perfectissimus“, „vollkommenster“ oder „vortrefflichster Mann“. Der Titel ist allenfalls ebensoviel wert als das aus dem Mittelalter für die Doktoren der Medizin heutzutage noch bewahrte Titelchen: „Vir celeberrimus“, „berühmtester Mann“, das an Fadhheit der alten Auszeichnung gewiß nicht nachsteht.

Bornehmlich den Bürgern des 17. und 18. Jahrhunderts lag ungemein viel an der richtigen Würdigung ihrer Rangstufen und Titel. Die Ratsherren wurden „hochedel“, „wohledel“, „hochweise“ und „hochwohlgeboren“ tituliert. Man nannte sie auch „Magnifici“, „Amplissimi“, „hochgelahrte und großgünstige Herren.“ Man füllte ganze Bücher mit Titulaturen, mit denen sich die Leute, die etwas zu bedeuten hatten oder etwas bedeuten wollten, schmückten oder schmücken ließen. Die Reichskanzlei war stets bereitwillig, solche Titel gegen gute Sporteln zu erteilen. Sehr häufig kam es zu Rangstreitigkeiten unter den Doktoren verschiedener Fakultäten, und freie Städte ärgerten gerne die Fürsten, indem sie in Briefen die Titulaturen derselben wegließen. Wie sehr dies die Fürsten ärgerte, geht aus einer Schrift Thümmels hervor, in welcher ein armer Kopist erwähnt wird, der, um Zeit zu gewinnen, aus dem

*) Band VIII., S. 130.

**) Band VIII., S. 120—141.

„pleno titulo“, dem vollen Titel des Königs von Polen, eine Provinz um die andere wegließ und darum des Landes verwiesen wurde.

Der Hort, der Schirm dieser Titelsucht ist die sog. „hohe und höchste Aristokratie“, sie ist es, welche zur Erhaltung ihrer eigenen Existenz, ihres eigenen Ansehens die Titel nicht entbehren kann und nicht entbehren will und darum krampfhaft das Bestehende zu erhalten sucht. Was hätte es denn auch weiter für einen Sinn, wenn Fürsten in ihren Titeln sich noch immerfort Herrscher dieser oder jener Länder nennen lassen, die bereits von ihren Ur-ur-urahnen abgetreten, versetzt oder verloren wurden. So wirkt es komisch, wenn z. B. die Regenten einiger mitteldeutschen Fürstentümer noch heute und alle gleichzeitig sich „Herzog von Jülich, Cleve und Berg, auch Engern und Westfalen, Grafen zu der Mark und Ravensberg und Herr zu Ravensstein“ nennen lassen, obwohl sie in Wirklichkeit mit diesen Ländern kaum etwas zu schaffen gehabt haben und dieselben teils seit 1609, teils seit 1815 zu Preußen gehören. Mit genau demselben Rechte könnte sich der König von Sachsen noch König der Polen titulieren lassen.

Ein entschiedener Schritt zum Besseren ist im Titelwesen auch heute noch nicht zu konstatieren, und es ist im geselligen Verkehre immer noch gewagt, das Prädikat, den Titel, wegzulassen; man muß seine Leute sehr genau kennen, denn sehr oft schon hat ein vergessenes „Hochwohlgeboren“ oder auch nur „Wohlgeboren“, ein vergessenes „Herr Professor“, ein vergessenes „Herr Rat“ eine grobe Erwiderung oder sonstige Unannehmlichkeiten zur Folge gehabt. Besonders würden die Frauen sich sehr zurückgesetzt fühlen, wenn sie nicht bei jeder Gelegenheit mehr „Frau Geheimrätin“, „Frau Hofrätin“, „Frau Oberbürgermeisterin“ oder „Frau Doktorin“ zu hören bekämen, und wenn auch manches so lächerlich klingt wie das hannoversche „Frau reitende Landgensdarmen“ oder das „wirkliche Frau Geheimrätin.“

Die Zeiten sind noch nicht vorüber, wo Titel wie der von Weber angeführte: „Kaiserlicher-Reichskammergerichts-Visitations-Supernumerar-Accessist“ zu den Thatsachen gehörten, soll sich doch, neuesten Zeitungsberichten zufolge, kürzlich ein einfacher Diätenschreiber in Gotha den Titel „Eisenbahnbaudotationshauptkassenzentralbuchhaltungsregistraturfunktionär“ auf seine Visitenkarten haben drucken lassen.

Auch die Titel „Rat“, „Hofrat“, „Kommerzienrat“, „Regierungsrat“, „Ober-Regierungsrat“, „Geheimer-Rat“, „Wirklicher Herr Geheimer-Rat“, „Medizinalrat“, „Sanitätsrat“, „Generalarzt“, „Geheimer Ober-Medizinalrat“, „Justizrat“, „Appellationsrat“ zc. sind noch viel begehrt und viel umworben, wengleich die übergroße Mehrzahl der betreffenden Herren auch niemals etwas zu raten hat. Handwerker und Kaufleute sind heute noch stolz darauf, wenn sie ihrer Firma den Titel „Hoflieferant“ anhängen, oder sich „Hofbürstenmacher“, „Hofmundbäcker“, „Hofbuchhändler“ oder „Hofkammerjägermeister“ nennen können,

heute noch fühlen sich nicht allein die Betitelten geehrt, nach ihren Titeln benannt zu werden, sondern auch die andern, mit Betitelten verkehren zu können.

1) Zweifellos ist der Orden auch schon eine uralte Einrichtung, finden sich doch Anklänge daran sogar bei rohen Naturvölkern. Unbedingt ist der Orden eine ursprünglich lediglich kriegerische Auszeichnung, ein Sinnbild, ein Ersatz der von den Kriegern erlangten Triumphzeichen. Unter allen wilden Volksstämmen ist die Sitte, irgend ein Triumphzeichen dem erlegten Feinde zu nehmen, bräuchlich; während einzelne orientalischen Völker ihren besiegten Gegnern die Lippen, die Ohren, die Nasen abschneiden und dieselben gedörst als Siegeszeichen bewahren, rauben die Indianer Nordamerikas den gefallen Feinden die Kopfhaut, den Skalp. Auf die Erbeutung derartiger Skalpe ist der Indianer mehr veressen, als der Gottseibeiuns auf eine arme Seele, denn die Skalpe sind ihm die Triumphzeichen, auf die er stolz sein darf, nach deren Zahl sein Wert bemessen wird. Um sich dieses Triumphzeichen zu erringen, setzt der Indianer die verschlagensten Schliche, die wütendsten Anfälle auf den Gegner in Szene. Wenn die Rothaut ihren zusammenbrechenden Feind erreicht hat, so setzt sie ihm den Fuß auf die Brust, windet das Haar des Erlegten um die linke Faust, trennt mit dem Skalpmesser im Nu die ganze Kopfhaut bis zu Nase und Augen herunter und reißt mit einem einzigen gewaltigen Ruck den ganzen Schopf vom Schädel. Dieser Skalp wird zunächst sorgfältigst gegerbt und sodann während des nächtlichen Skalptanzes, während welches die Sieger ihre Thaten aufzählen und bis ins kleinste Detail schildern, bei lodern den Feuern feierlich geweiht. *)

Der Skalp ist bei dieser Gelegenheit auf einen an einem Stabe befestigten Reifen aufgespannt und mit allerhand Zieraten und Kuriosi-



Indianischer Skalp, wie er während des Skalptanzes ausstaffiert ist.

(Nach der Natur gezeichnet von Rud. Cronau.)

*) Cronau, Fahrten im Lande der Sioux, S. 31, 32.

täten ausstaffiert. Ueberhaupt werden die Skalpe als das höchste Heiligtum der Indianer betrachtet, und sie prangen als Schmuck an den Kriegswaffen oder, in viele einzelne Locken zerlegt, an den Säumen der Gewänder; bei besonderen Gelegenheiten erblickt man sie auch wohl an den langen Skalpstangen aufgereiht, die bisweilen auf Befehl des Häuptlings an schönen Tagen vor den Wigwams auf gepflanzt werden, um die Thaten und den Ruhm der siegreichen Geschlechter zu verkünden. Einzelne Völkerstämme begnügen sich nicht damit, nur einen Teil des Kopfes als Siegeszeichen heimzubringen, sie schneiden vielmehr ihren erschlagenen Feinden die Köpfe ganz ab, um dieselben präpariert als Siegeszeichen aufzubewahren. Diese Prä-



Von Dajaken erbeutete und von denselben präparierte Schädel (der eine mumifiziert und bemalt, der andere entfleischt und graviert.)

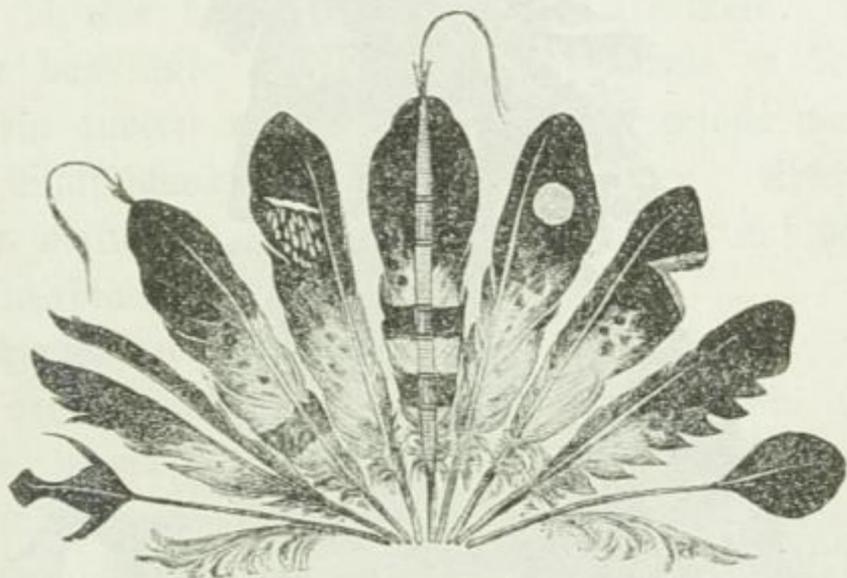
(Aus Hellwald: „Naturgeschichte des Menschen“. Verlag von Spemann, Stuttgart.)

parierung wird bei den Mundrukus in Brasilien auf folgende Weise ausgeführt: „Zuerst wird das Gehirn durch ein in den Hinterkopf geschlagenes Loch und durch die Augenhöhlen herausgenommen und dann der Kopf völlig mit einer Thonlage überdeckt. Nachher hängt man ihn über ein Feuer, in welches die Blätter verschiedener Pflanzen geworfen werden; so wird er langsam geräuchert. Sobald er fertig ist, schmückt man ihn mit bunten Federn, füllt die Augenlöcher mit Baumharz aus und drückt in der Mitte Klauen vom Faultier ein. Solch ein Siegeszeichen trägt der Krieger am Gürtel vermittels einer Schnur, welche zwischen die Zähne des Kopfes geklemmt ist.“

Am berüchtigtsten unter allen nach diesen schauerlichen Trophäen lüsterne Völkern sind aber unstreitig die Dajaken Borneos. Sie setzen alles daran, um

sich den Ruf eines gefürchteten Kopfsjägers zu erwerben. Hat der Dajake einen Feindeskopf in sein Haus gebracht, so wird ein großes Fest bereitet, der Sieger darf eine Trophäe vor seinem Hause aufrichten und eine Schwanzfeder des Vogels Anfang auf dem Kopfe tragen. Die Zahl dieser Schwanzfedern zeigt die Zahl der erbeuteten Köpfe an.]

2/Diese Federn entsprechen vollkommen unseren Orden, sie sind ein Sinnbild der erworbenen Triumphe, ein Surrogat, da der Dajake doch keineswegs, im Falle er ein erfolgreicher Krieger und Kopfabschneider ist, alle von ihm erbeuteten Köpfe mit sich führen kann. Zu ganz denselben Einführungen sind auch die Indianer Nordamerikas gekommen, die Masse der erbeuteten Skalpe wurde den ausgezeichneten Kriegern hinderlich und sie suchten ihre Triumphe gleichfalls auf



Indianische Ehrenfedern.

(Nach der Natur gezeichnet von Rudolf Cronau.)

einfachere Weise, durch sogenannte „Ehrenfedern“ zu veranschaulichen. Genau in der gleichen Weise, wie sich in unserem Militärstande die verschiedenen Chargen durch schmale und breite Streifen und Lizen, durch silberne und goldene Tressen und Knöpfe, durch mehr oder weniger kostbare Federbüsche charakterisieren, genau in derselben Weise ist nach Maßgabe seiner Thaten einem jeden Krieger bestimmt, welche Art von Federn, wieviele, von welcher Form und Färbung er als Auszeichnung für seine Heldenthaten zur Schau tragen darf. Wer z. B. im Angesichte der Gegenpartei einen getöteten oder lebenden Feind berührte, steckt eine Feder horizontal in die Haare; aufrecht wird die Feder von dem befestigt, der einen Feind mit der Faust erlegte. Ward der Feind mit der Flinte erlegt, so steckt man ein kleines Holz in das Haar, welches einen Ladestock vorstellt. Wer den Feind zuerst auskundschaftet, darf eine kleine Feder aufstecken, welche, ausgenommen an der Spitze, ihrer Seitenbärte beraubt ist. Wer einen Gefangenen macht, trägt eine besondere Armbinde. Wer sich durch viele Thaten auszeichnet, darf die große Federmütze mit Ochsenhörnern tragen. Berühmte ausgezeichnete Krieger tragen im höchsten Prunke in den Haaren aller-

hand Zeichen von Holz für ihre Wunden und Heldenthaten; so trug nach der Angabe des Prinzen zu Wied*) der Häuptling Mato-tope ein aus Holz geschnitztes, rot angemaltes, etwa handlanges Messer quer in den Haaren befestigt, weil er einen Cheyennehäuptling mit dem Messer erstochen hatte, ferner sechs hölzerne,



Der Häuptling Mato-tope, geschmückt mit den Zeichen seiner Kriegsthaten.

(Nach einem Stiche aus dem Werke des Prinzen Maximilian zu Wied.)

rot, blau oder gelb gefärbte Stäbchen, die auf dem oberen Ende mit einem gelben Nagel beschlagen waren und ebensoviele Kugelmunden bedeuteten, wie er erhalten hatte. Für eine Pfeilwunde befestigte er die gespaltene Schwungfeder eines wilden Truthahns in seinen Haaren, auf dem Hinterkopfe trug er einen großen Bündel von gelb und rot gefärbten Uhufedern, als Zeichen der Meniß-Ochatä, der Bande

*) Prinz zu Wied, Reise in das Innere Nordamerika II., S. 111.

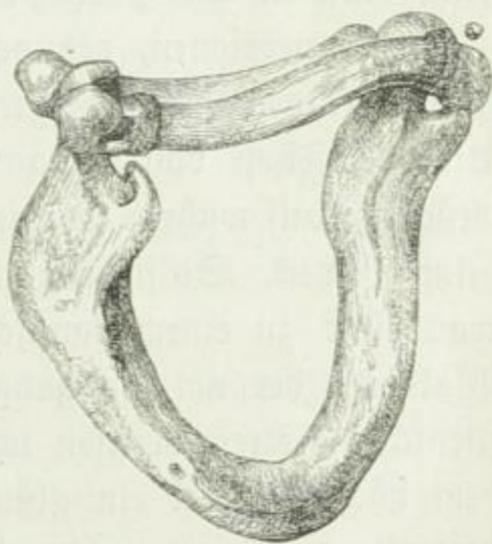
der Hunde. Sein Gesicht war halb rot, halb gelb bemalt, der Körper rotbraun angestrichen, darauf schmale ungefärbte Streifen, die durch das Wegstreichen der Farbe mit dem benetzten Finger hervorgebracht wurden. Auf den Armen von der Schulter abwärts hatte er 17 gelbe Streifen angebracht, welche seine Thaten bezeichnen, und auf der Brust die Figur einer Hand in gelber Farbe, als Zeichen, daß er Gefangene gemacht habe.

Diese Ehrenzeichen sind nun bei jedem Stamme verschieden, unter den Arrikaras durfte derjenige, der zuerst einen Feind erlegte, eine Spirallinie um den Arm malen und am Knöchelgelenk oder an der Ferse des einen Fußes einen ganzen Wolfsschwanz tragen. Hatte er den Feind zuerst getötet und berührt, so malte er eine schiefe um den Arm laufende Linie und eine in entgegengesetzter Richtung dieselbe kreuzende, mit drei Querbänden. Bei dem zweiten Feinde bemalte er das linke Bein rotbraun. Erlegte er den zweiten Feind ebenfalls, bevor ein anderer von seinen Kameraden getötet wurde, so durfte er zwei vollkommene Wolfsschwänze an den Fersen tragen. Erlegte er noch einen dritten Gegner, so malte der Sieger zwei Längsstreifen auf den Arm und drei immer gepaarte Querbänder.*)

Ist der Indianer verwundet worden, so malt er die Narbe mit Farben an; eine Pfeil- oder Schnittwunde in nebenstehender Form , eine Kugelnarbe , die drei untenstehenden Streifen sollen die Blutstropfen bedeuten. Diese Wundenangaben werden sehr häufig sogar auch auf der Außenseite der Kleider angebracht.

Die durch Farben künstlich hervorgehobenen Wunden und Narben mögen vielleicht die allerersten und ältesten Orden und Triumphzeichen sein. Wirkliche Orden kommen aber auch schon bei einzelnen Naturvölkern vor.

So z. B. wird auf den Palau-Inseln der „Kilt“, der erste Halswirbel der indischen Seekuh (Halicore dujong) seit uralten Zeiten als wirklicher Männerorden betrachtet. Dem König allein steht das Recht zu, ihn zu verleihen; er auch allein kann ihn dem in Ungnade Gefallenen wieder abnehmen. Das Anlegen des Ordens ist wie das Abnehmen eine grausame Prozedur; mit Gewalt wird die Hand durch das enge Loch gezwängt; dabei geht oft ein Finger verloren, die Haut wird jedesmal mit fortgerissen. Diese Auszeichnung können nur Fürsten und Freie erhalten.**)



Ein menschlicher Unterkiefer als Armband, von Neu-Guinea.

(Aus Rachel's Völkertunde. Verlag des Bibliogr. Instituts zu Leipzig.)

*) Prinz zu Wied, Reise in das Innere Nordamerika II., S. 197.

**) Hellwald, Naturgeschichte des Menschen I., S. 155.

Auf Neu-Guinea und den Nachbarinseln werden menschliche Unterkiefer als Armbänder allgemein verwendet. *) Ohne Zweifel figurieren dieselben gleichfalls als Triumph- und Ordenszeichen.

Ein solches Ordenszeichen von Gold tragen als Insignie ihrer Würde die weiblichen Garden des Königs von Aschanti.

In Europa kamen die Orden zuerst zur Zeit der Römer in Anwendung. Es wurden Hals- und Armketten verliehen von Gold und Silber, Medaillons von Gold und Silberblech oder Bronze, die, mit Reliefs verziert, an Riemen über der Brust getragen wurden. Unter die Auszeichnungen gehörten ferner die hasta pura, eine Lanze ohne Spitze, ferner Kränze und Kronen. Von L. Siccus Dentatus, welcher in der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts v. Chr. lebte, wird berichtet, daß er in 120 Gefechten 22 hastae purae, 25 Medaillons, 83 Halsketten, 160 Armketten, 26 Kränze und Kronen und andere Auszeichnungen erhalten habe. Seit Septimius Severus, um 200 n. Chr., wurden die Medaillons durch förmliche, an einem Bande getragenen Medaillen ersetzt **) und waren somit die eigentlichen Orden, diese Schwäche unzähliger Leute, endgültig erfunden. Denselben wird mit einer Ausdauer und Beharrlichkeit nachgejagt, die oft ganz erstaunlich ist.

Besonders groß muß schon in früheren Zeiten diese Ordenspassion bei den romanischen Nationen gewesen sein. In Portugal z. B. scheuen Leute aus dem einfachen Bürgerstande auch heute noch kein Opfer, keine Mühe, um des Glückes theilhaftig zu werden, unter die Dekorierten zu gehören. Und wirklich sieht man in den portugiesischen Städten viele Personen, welche die niedrigsten Gewerbe verrichten, dennoch aber im Knopfloch ihres abgetragenen Rockes einen Orden tragen. Die Regierung verkauft zwar diese Auszeichnungen nicht, wie etwa der Fürst von Lucca u. A., aber sie nimmt bei ihrer Verteilung auch keine Rücksicht auf wahres Verdienst, und der unermüdelich Zubringliche erreicht meistens seinen Zweck. So sieht man häufig die Hausbedienten des hohen Adels dekoriert, was einst zu einem komischen Ereignisse Veranlassung gab. Dem Fürsten von Waldeck, der am Ausgang des 17. Jahrhunderts zum Oberbefehle des portugiesischen Heeres berufen worden war, wurde bei seiner Ankunft in Lissabon von dem höchsten Adel ein glänzendes Gastmahl gegeben. Zu seiner Verwunderung bemerkte der Fürst, während die Speisen aufgetragen wurden, daß mehrere aufwartende Diener das Ritterkreuz des Christus-Ordens trugen und daß er selbst von einem ähnlich Dekorierten mit der größten Aufmerksamkeit bedient wurde. Eine Weile ließ der Fürst das geduldig geschehen, plötzlich aber erhob er sich von seinem Stuhle, nahm dem hinter ihm stehenden Bedienten Teller und Serviette ab und nötigte ihn, seinen eigenen Platz einzunehmen. Vergebens wehrte

*) Nagel, Völkertunde II., S. 289.

**) Bender, Rom und römisches Leben, S. 575.

sich der arme Teufel und suchte der ihm zugedachten Ehre zu entgehen, er mußte nachgeben und wurde einige Zeit lang von dem Fürsten auf die eifrigste und ehrerbietigste Weise bedient. Als dieser endlich sich zur Genüge an dem Staunen und der Verlegenheit der Anwesenden geweidet hatte, entließ er den Bedienten von dem Marterstuhle, bemerkte jedoch, indem er seinen Platz wieder einnahm, daß ein Mann, welchen der König mit der Erteilung eines Ordens auszeichne, dadurch jedem Edelmann gleichgestellt werde; entweder müsse man daher den Bedienten keine unverdienten Orden geben oder sie als Edelleute behandeln. — Man sagt, daß seit dieser Zeit in Portugal die Orden wenigstens mit etwas mehr Auswahl verteilt würden.

Die Sucht nach Titeln, Rang und irgendwelchen Abzeichen, durch welche man berechtigt ist, Hans oder Peter von oben herab anzusehen, soll namentlich auch in dem französischen Beamtentum grassieren.

„Noch nie“, so wird in dem Werkchen „Frankreich, gerichtet durch sich selbst“, Seite 119 angeführt, „war ein Volk von solchem Durst nach Tressen erfaßt, als unsere Zeitgenossen; die ganze Gesellschaft von oben bis unten ist von dem thörichten Drang besessen, eine hervorragende Rolle, gleichviel in welchem Stand, zu spielen. Politiker, Bürger, Künstler und Volksmänner haben den Ehrgeiz, den schwarzen Rock, die Bluse, den Cylinder oder die Mütze mit vier Reihen Tressen zu besetzen. Jeder will irgend einem Verein vorstehen, Präsident von irgend etwas oder wenigstens Komiteemitglied sein.“

„Die geringste Thatsache wird zum Ereignis gestempelt, und jeder Bürger will sich über seinen Stand erheben. Wenn zehn Pariser zufällig beim Frühstück zusammen kommen, so bilden sie sogleich einen Verein, ernennen einen Präsidenten, zwei Vizepräsidenten, zwei Sekretäre, einen Kassierer, einen Buchführer, einen Berichterstatter, einen Sprecher für die monatlichen Festmahle; das macht nun neun Aemter auf zehn Mitglieder; der zehnte, welcher bei der Verteilung leer ausgegangen ist, tritt aus und schimpft auf die andern neun. Gerade wie in der Politik.“

„Wenn man keine höhere Stellung beanspruchen kann, so begnügt man sich damit, Komiteemitglied zu werden und wartet nun, bis man alles umstoßen kann, um selbst Präsident zu werden, und da jeder in seiner Eitelkeit gehätschelt werden will, so schmeichelt er auch den Andern.“

„Alle sind auf dem ersten Platz; keiner will auf der Galerie sitzen; es ist wie eine Armee von Offizieren ohne Soldaten. Der Durst nach Dekoration quält nicht nur die Bürgerschaft, sondern auch die Arbeiterklasse wird davon verzehrt; jeder Arbeiter will Mitglied einer Vereinigung, Sekretär, Kassierer, Abgeordneter irgend eines Klubs sein. Ein Franzose, der sein Volk kennt, sagte: „Wollt Ihr die Revolution verhindern? Dazu gibt es ein sehr einfaches Mittel. Macht ein Gesetz, nach welchem jeder Franzose mit seinem 21. Lebensjahre Ritter der Ehrenlegion und Ehrenmitglied des Staatsrates wird.“

Titel- und Ordensnarren, die der Ansicht sind, daß sie, um für Männer von Bedeutung zu gelten, einer Ordensdekoration bedürfen, sind in Massen in aller Herren Ländern zu finden. Gelingt es nicht, eine solche Dekoration auf legalem Wege von den Herrschern des Landes zu erhalten, so kommt es vielen auch nicht darauf an, mit erkauften Orden und Diplomen Reklame zu machen. Diese Sehnsucht nach Dekorationen zu stillen, haben sich da und dort eigene Büreaus etabliert, durch deren Vermittelung die Ordensnarren gegen Zahlung gewisser Summen Erfüllung ihrer Wünsche finden, vielfach aber auch mit unechten Adelsdiplomen und untergeschobenen Ordensdekorationen betrogen werden. Solche Märkte sind vorzugsweise in Paris und London und wollen wir einen Fall, der sich vor wenigen Jahren an ersterem Orte ereignete, zur allgemeinen Kenntniß bringen. Ein Börsenspieler fand, daß er, um seiner Laufbahn die eigentliche Weihe zu geben und die Mitwelt von seiner Bedeutung zu überzeugen, eines Ordens bedürfe.

Er sprach gegen mehrere Personen seine Sehnsucht nach einem Stern oder Bändchen aus und eine von diesen bezeichnete einen Herrn G., der sich G. de Chahaignes nennen ließ, als einen Mann, der wohl imstande wäre, ihm zur Erfüllung seiner Wünsche zu verhelfen. G., ein ehemaliger Notar, der infolge gerichtlicher Verfolgung genötigt gewesen, seine Stelle niederzulegen, und der seitdem sich mannigfachen industriellen Unternehmungen zweideutigen Ursprungs hingegeben, brachte den Bittsteller mit einem gewissen D., einem Winkelmakler an der Börse in Verbindung, und dieser letztere wies den Ordensfüchtigen an Herrn L., der sich Graf L. de Bellefonds nannte. Nach mancherlei Verhandlungen verpflichtete sich der Pseudograf von Bellefonds, Herrn B. gegen Erlegung von 2000 Franks den „Orden der vier Kaiser von Deutschland“ zu verschaffen. Herr B. erklärte sich zur Zahlung jener Summe bereit, wünschte aber zuvor näheres über die Personen, mit denen er zu thun habe, zu erfahren und sich von der Rechtsgültigkeit der Titel, die man ihm verkaufen wollte, zu überzeugen. Man fand dies Begehren gerechtfertigt und wies den Liebhaber ausländischer Orden an den Herrn Grafen v. St. Maurice-Cabanis. Dieser seltsame Graf ist ganz einfach ein Herr C., Sohn eines ehemaligen Papierhändlers der Straße St. Avoie. Er gab den „Nécrologe Universel“ heraus und nannte sich Historiograph des „Ordens der vier Kaiser von Deutschland“ und des „Löwen von Holstein-Limburg.“ Von dem Besuche des Herrn B. im voraus unterrichtet, nahm er denselben mit einer würdevollen Kourtoisie auf. Seine Brust war mit Bändern und funkelnden Ordenssternen bedeckt. Um ihn her lagen Pergamente mit heraldischen Wappen. Der eitle Börsenmann war von diesem Glanze geblendet. Als der Graf ihm versicherte, er habe mit den respectabelsten Persönlichkeiten zu thun, beeilte er sich, den Handel abzuschließen, zahlte die 2000 Franks und erhielt dafür ein Diplom, das ein wahres Meisterstück der Kalligraphie war. Begierig sein Ordensband in das Knopfloch zu knüpfen,

eilte B. in die Kanzlei und suchte um die Autorisation nach, die Insignien des „Ordens der vier Kaiser“ tragen zu dürfen. Man antwortete ihm, daß dieser Orden seit langer Zeit aufgehört habe zu existieren (wenn er überhaupt jemals bestanden hat). Wütend über den Betrug, dem er zum Opfer gefallen, machte er eine Klage anhängig und die Untersuchung, zu welcher diese Klage Anlaß gab, führte zu der Entdeckung eines beträchtlichen Handels, der in Paris, London, Brüssel, Madrid, Rom, Florenz und Parma seine Märkte hat und von Industrierrittern geleitet wird, die auf die Eitelkeit ihrer Mitmenschen spekulieren. Gegenstände dieses Handels sind Pergamente, Genealogien, Adelstitel, Ahnenbilder, Dekorationen, Ehrentitel, Diplome gelehrter Gesellschaften u. s. w.

In Paris sind die Etablissemens dieser Art sehr zahlreich. Die Leiter derselben nennen sich Wappenrichter (*juges d'armes*), Genealogen, Chronologisten, Historiographen, und entfalten in dieser eigentümlichen, nicht patentierten Industrie eine große Fruchtbarkeit der Phantasie. Sie verschaffen jedem Beliebigen, der ihnen zahlt, seine Biographie, seine Genealogie mit zahlreichen Ahnen, Adelscertifikate und im Notfalle auch Dekorationen. An Personen, welche behaupten, ihre Familienpapiere verloren zu haben, verkaufen sie mehr oder weniger authentische Pergamente. Einige dieser Industriellen haben gewisse unbedeutende Orden zu ihrer Disposition, die von kleinen italienischen Fürsten und Autoritäten gegründet worden. Diese gehen mit einer Art von Regelmäßigkeit zu Werke. Sie haben ein goldenes Buch, ein wahres Meisterwerk der Typographie und des Kupferstichs, dessen Seiten die Namen der Gewählten enthalten. Sie bringen Genealogien zum Vorschein, in denen die Wahrheit mit dem Betruge in so geschickter Weise vermischt ist, daß es fast unmöglich ist, den letztern nachzuweisen. In ihrer Eigenschaft als *juges d'armes* erteilen sie Titel und Dekorationen, mit denen sie nachher handeln. Die anderen, welche über solche Mittel nicht verfügen, verlegen sich einfach auf Gaunereien. Sie haben ebenfalls ihr goldenes Buch und ihre Genealogien, welche, wie man leicht denken kann, rein erfunden sind. Jene Industrierritter ließen abgeschaffte Orden wieder aufleben, oder sie schufen neue Orden, wie z. B. den des „Don Juan von Nicaragua“, und um den Wirkungen des Gesetzes von 1853 zu entgehen, welches den Gebrauch von Dekorationen ohne Autorisation der Kanzlei verbietet, trugen sie in der Regel ein Datum ein, das der Promulgation jenes Gesetzes vorangeht. Sie verkauften auch Diplome mit Konsuls- und Bizekonsuls-Titeln, gründeten angebliche Akademien oder gelehrte Gesellschaften, verteilten Medaillen an Industrielle und Kaufleute, verliehen Ehrentitel, vermittelten Heiraten und verschmähten nicht, auf Wucherzinsen Geld auszuleihen. —

Aus all dem bisher Gesagten dürfte hervorgehen, daß die Titel- und Ordenssucht eine allgemeine menschliche Schwäche ist, die in allen Landen und zu allen Zeiten grassirt hat, die sich hie und da wohl einschränken, schwerlich aber jemals unterdrücken und ausrotten läßt. Den schlagendsten Beweis hierfür

erhalten wir, wenn wir einen Blick auf das Land werfen, dessen Verfassung seinen Bewohnern die Annahme von Orden strenge verbietet, nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Der Begründer dieser Verfassung war Georg Washington, ein Mann voll idealer Menschenliebe, ein Mann, der durch ein Ordnungsverbot die Gleichheit aller Bürger, die wichtigste Grundlage der Republik, sichern zu können glaubte. Wären alle Menschen so beschaffen gewesen, wie dieser erste Präsident der amerikanischen Republik, besäßen alle Menschen wie er die hohe Tugend, in edelster Uneigennützigkeit allein auf das Wohl der Gesamtheit bedacht zu sein, so würde Washingtons Theorie von Gleich-

heit, Freiheit und Brüderlichkeit wohl richtig gewesen sein und sich bewährt haben, da aber die Menschheit sich nun einmal von je her aus tausend verschiedenen Elementen zusammensetzt, die tausend verschiedene Ziele verfolgen, die Natur in fast jedes Menschenherz den Ehrgeiz, den Drang zum Emporstreben gelegt hat, so mußte Washingtons Theorie über kurz oder lang unbedingt sich als eine verfehlte herausstellen.

Was würde der große und edle Begründer der Union heute sagen, wenn er zusehen könnte, wie seine idealen Bestimmungen umgangen werden, wie, da der Staat keine Orden verleiht, die Leute sich selbst zu helfen wissen.

Da hat jeder Verein, zur Geselligkeit oder zu anderen Zwecken gestiftet, sein Ordensabzeichen, so daß, wenn einer zu vielen Vereinen gehört, er auch viele Orden hat. Da hat ferner jedes Regiment, womöglich jede Kompagnie, seinen eigenen Orden; manche Offiziere haben den Krieg mitgemacht und

gehören den Veteranenvereinen an, das gibt einen Orden; dann werden Schießmedaillen erteilt an die besten Schützen, obschon das Schießen nicht ihre stärkste Seite ist, und keine sechs Patronen pro Mann das ganze Jahr verschossen werden; aber wenn sie schießen, so muß doch einer näher treffen als die andern, also bekommt er eine Medaille, und die kann er sich auf die Brust kleben. Hohenwart, einer der scharfsinnigsten Beobachter des Lebens in der Union, berichtet,*) daß er einen Milizoffizier gesehen habe, der soviel Schießmedaillen und Orden auf der Brust hatte, daß es von weitem wie ein Kürass ausjah.

Wie die Ordens- so ist auch die Titelsucht in Amerika allgemein.***) Jeder

*) Hohenwart, Land und Leute in den Vereinigten Staaten, S. 237.

**) v. Hübner, Spaziergang um die Welt. 5. Aufl. S. 23.



Amerikanische Schießmedaille.

anständige oder unanständige Bürger hat einen Titel; militärische Titel sind am verbreitetsten, aber keiner geringer als Kapitän; es wäre ein Verstoß gegen die Höflichkeit, wollte man jemand mit einem geringeren Titel anreden.

Mit ehemaligen Generalen, die aber strenge auf ihren Titel halten, kann man buchstäblich die Straße pflastern. Wer Richter gewesen ist, wird nachher immer „Judge“ genannt, ein Friedensrichter „Squire“; wenn man also den Titel eines Herrn nicht kennt, so richtet man sich nach seinem Außern: hat er einen großen Schnurrbart, so nennt man ihn „Colonel“, oder, wenn schon ein älterer Mann „General“; „Governor“ ist auch ein hoher Titel, den man „schweren“ Leuten gibt; hat er aber ein würdevolles Aussehen, so nennt man ihn „Judge“; geringe Leute nennt man schlechtweg „Squire“ oder „Kapitän“. Das erfordert die Höflichkeit, und wenn der Angeredete den Titel nicht hat oder nicht verdient, so kann er sich doch nicht dadurch beleidigt fühlen.

Als der Verfasser dieses Werkes in den Jahren 1880—83 als Spezialartist der „Gartenlaube“ die Union bereiste, war die Adresse jedes zweiten an ihn gerichteten Briefes mit dem Prädikat „Professor“, zum mindesten „Doktor“ Cronau geschmückt, obwohl sich Verfasser Dieses eines solchen Titels nicht rühmen konnte und auch nie gerühmt hat. Da aber in diesem freien Lande jeder lumpige Tastschläger sich „Professor der Musik“, jedes verkommene Sprachgenie „Professor der Sprachen“ nennen läßt, so glaubt man jedem Gebildeten diese Titel zumessen zu müssen, um sich ja nicht etwa einer Unterlassungssünde schuldig zu machen.

Auf altes Herkommen wird gleichfalls viel gehalten, und alle die reich geworden sind, leiten ihren Stammbaum auf irgend eine englische Adelsfamilie oder auf die Pilgrimväter zurück; wenn der Name aber einen französischen Klang hat, so war es eine hervorragende Hugenottenfamilie, von der sie abstammen. Ein exklusiverer Ahnenstolz ist schwerlich zum zweitenmale zu finden, als bei den amerikanischen Familien, die sich rühmen können, von den alten Knickerbookers herzurühren. —

Wie es der Ehrgeiz aller amerikanischen Parvenüs ist, irgend ein Wappen recht groß und farbenprächtigt an ihrem Wagenschlag zu haben, so ist es der höchste Ehrgeiz der feineren Damen, sich mit europäischem Adel zu verbinden, zu welchem Zwecke sie, von den Müttern unterstützt, ihre europäischen Touren machen. Alle Zeitungen sind voll davon, wenn es gelingt, einen Baron oder Grafen einzufangen.

Nach in den fünfziger Jahren war das Gleichheitsgefühl, dies Vermächtnis der Begründer der Union, im amerikanischen Volke so mächtig, daß das Tragen von Uniformen geradezu verpönt war. Wer sich gar dazu erniedrigt hätte, eine „Livree“ zu tragen, hätte sicherlich Gefahr gelaufen, gelyncht, zum mindesten getheert und gefedert zu werden.

In den letzten Jahrzehnten aber haben auch Livree und Uniform mehr und

mehr Eingang gefunden, und namentlich die letztere hat in dem Milizwesen eine geradezu fabelhafte Ausbildung gefunden. Die Miliz ist der Boden, auf dem sich der nach Auszeichnung und Titeln dürstende Amerikaner so recht eine Güte thun kann, da wimmelt es von Generalen und goldbetreßten Obersten und Offizieren. Es werden der letzteren so viele gewählt, daß wenigstens die halbe Mannschaft chargiert ist. Der Haupttag dieser Bürgergardisten ist der Tag der Unabhängigkeitserklärung, der 4. Juli. Dann findet große Revue und Parade statt, dann zeigt sich die Miliz in ihrem vollen Glanze, und kann, da ein jedes Regiment seine besonderen Uniformen hat, der Europäer ein militärisches Mixtum compositum bewundern, das in seiner Papageienbuntheit einem Karnevalszuge gleicht. *) Da sieht man noch Kompagnien in der Uniform der englischen Grenadiere des vorigen Jahrhunderts, mit der alten Grenadiermütze, roten Frackröcken, weißem Lederzeug kreuzweise über die Brust, strohgelben Hosen und schwarz-samtenen Samaschen.

Dann „die Kontinentalen“, in der Uniform General Washingtons, meistens ältere Leute, die sehr weit auseinander marschieren, 4 Mann Front, damit sie ihre Gewehre quer über beide Schultern tragen können, wie der Bär den Besenstiel hält, wenn er vor der jauchzenden Straßenjugend seine Tänze aufführt. Eine dicke Trommel gibt den Takt an, und jeder sucht, so gut er kann, mit dem rechten oder linken Fuße Schritt zu halten.

Dann kommt die „Garde Rochambeau“, aus der Zeit Louis XVI.; auch die „Garde Napoleons“ fehlt nicht, mit ihren hohen Bärenmützen und der Devise: „Die Garde stirbt, sie ergibt sich nicht“.

Dann kommen Weiße mit blauen Hosen und Blaue mit weißen Hosen; dann grasgrüne Irländer, Söhne „Grün-Grins“; dann Schotten in ihrem Highland-Kostüm, die gar keine Hosen anhaben; dann kommen Engländer mit roten Röcken und blauen Hosen; dann deutsche schwarze Jäger mit dem Totenschädel vor dem Tschako; dann flotte Bersagliers; dann französische Zuaven mit langen blauen Röcken und roten Hosen; dann Preußen mit Pickelhauben; dann Manen und Tiroler Scharfschützen, kurzum man sieht alle möglichen Farben: hechtgraue, zeisiggrüne, blitzblaue und feuerrote. Es überläuft Dich ein Zittern, lieber Leser, wenn Du all diese grimmigen Krieger unter ihren Helmen und Roßschweifen oder ihren ellenhohen Bärenmützen, den klirrenden Schleppsäbel an der Seite, einherstolzieren siehst! Und dann noch der Schnurrbart, — der lange grimmige Schnurrbart! „Sie sollen nur kommen, die Herren Engländer oder Franzosen — — wir hauen sie zusammen wie Kraut und Rüben!“ so spricht der Bürgergardist und pflanzt sein Bajonnet auf.

Die Kavallerie ist schwach vertreten, aber um so imposanter. Sie reiten

*) Hohenwart, Land und Leute in den Vereinigten Staaten, S. 234; Griesinger, Leben und Treiben in Amerika, S. 86.

gewöhnlich im Schritt, in einer Front von 4 Mann, weit auseinander, so daß sie die ganze Breite der sehr breiten Straßen einnehmen. Man hat nie gehört, daß einer vom Pferde gefallen sei; die Tiere, die den Tag vorher hart gearbeitet haben, sind nicht geneigt und zu vernünftig, um tolle Sprünge zu machen.

Auch ein paar Kanonen sieht man manchmal in dem Aufzug, sehr blank geschleuert, mit zwei Pferden bespannt. Da sie nur im Schritt manövrieren, braucht es nicht mehr Pferde; das Ding wird wohl nicht so schwer sein.

Die Hauptleistung dieser Regimenter ist, mit halber Kompagniefront, also mit 15 Rotten zu marschieren; halten die eine gerade Linie ein, so klatscht die Menge vor Begeisterung, und das Regiment, oder vielmehr die Kompagnie, die es am besten macht, ist stolz auf ihre Leistung.

Was diese ganze amerikanische Miliz betrifft, so ist sie nach Hohenwarts Ansicht in militärischer Hinsicht keinen Schuß Pulver wert; wie würden die Kerle laufen, wenn ein einziges deutsches Kavallerieregiment zum Einhauen angeritten käme — z. B. Kürassiere oder gar Ulanen mit ihren spitzen Lanzen —, im panischen Schrecken würde einer über den andern stürzen und sich den Hals brechen. —

Aus allen diesen Anführungen dürfte sich ergeben, daß Titel-, Orden- und Uniformensucht keineswegs spezifisch deutsche, sondern der ganzen Menschheit eigene Krankheiten sind, die ihre Entstehung dem Ehrgeize, dem Drange nach Auszeichnung, der Großmannsucht verdanken. —

Der Herr Kommerzienrat



vor seiner Dekoration

und

nach seiner Dekoration.

(Aus den „Fliegenden Blättern“.)

Jedes Volk rühmte sich auch, das älteste der Erde zu sein. Die Egyptianer gaben sich ein Greisenalter von 100,000 Jahren, wohingegen die Chaldäer behaupteten, schon 400,000 Jahre vor dem Alexanderzuge astronomische Beobachtungen angestellt zu haben. Aber auch sie werden überboten, und zwar von den Chinesen, die für sich und den Bestand ihres himmlischen Reiches kühn ein Alter von 100,000,000 Jahren in Anspruch nehmen.

Daß die Juden das allerälteste Volk seien, lehrt die Bibel; der Talmud fügt hinzu, daß seine Angehörigen vor Jahveh, dem besonderen National-Gotte der Juden, angenehmer seien als Engel.

Weiter lehrt der Talmud: „Die Welt ist allein der Israeliten wegen geschaffen; diese sind der Kern des Menschentums, die übrigen sind die Schale. Das Judentum ist ein Gefäß von lauterem Golde. Die übrigen Völker sind hingegen wie gemeine Körbe, in die man Stroh und Dünger thut, sie haben eine gemeine Seele gleich dem Vieh.“ —

Daß auch unser liebes deutsches Vaterland an einem kräftigen Nationaldünkel leide, ist uns in neuester Zeit gewiß oft genug und zwar von allen Seiten gesagt worden. Das „Volk der Dichter und Denker“ zu sein, die größten Erfindungen (des Schießpulvers, des Buchstabendruckes u. dergl.) gemacht zu haben, die gewaltigsten Volkshelden, die edelsten Frauen, die herrlichste Poesie und Musik, die klangvollste und wortreichste Sprache zu besitzen, das streitbarste Volk der Erde zu sein — dessen und noch mancher andern Tugend mehr rühmt sich die deutsche Nation, in poetischen und prosaischen Ergüssen. Namentlich in der neuesten Zeit hat der erfochtene Kriegsrühm oft genug zur Selbstüberschätzung verführt, so daß sich zahlreiche warnende Stimmen vernehmen ließen und dem Volke ins Gewissen redeten. Die sprüchwörtliche Wanderlust der Deutschen, ein Erbteil altgermanischer Eigenart, hat zu mancher drolligen poetischen Verherrlichung Anlaß gegeben. Noch jüngst durchlief eine scherzhafte Auslassung darüber die Blätter, als eine russische Militärabteilung mitten in Zentralasien einem schwäbischen Sattler begegnet war, der sich durch die afghanische Wüste nicht hatte abhalten lassen, seiner Wanderlust zu genügen. Diese hat in der Figur des Bruders Straubinger ihre typische Figur gefunden. In seinen Erlebnissen berichtet er über eine Begegnung aus Hinterindien bei einem Tempelbesuche:

Ich stellte mich an die Thür und schrie:

„Ist denn keiner von Böblingen hier?“

„Nein! aber aus Ellwangen!“ rief

Weit hinten ein alter Brahmine.

Unsere nächsten Nachbarn sind die Franzosen, die sich mit Vorliebe „la grande nation“ nennen hören. Diese „große Nation“ ist nirgends größer als im Fluge ihrer Phantasie. Sie nimmt für sich in Anspruch, allen anderen Völkern weit voran „an der Spitze der Zivilisation“ dahinzuschreiten und in Kultur, Bildung, Kunst und Wissenschaft den höchsten Grad erreicht zu haben.

4*

Auch den Kriegsrühm haben die Franzosen in Generalpacht genommen, sie halten sich nicht nur für die Griechen der Neuzeit, sondern auch für die Römer des modernen Europa. Nichts geht über Frankreichs ruhmreiche Feldherren, nichts über Frankreichs große Dichter und Künstler, nichts über Frankreichs „Akademie der Unsterblichen“, nichts geht über Paris, diese Zentralsonne des Weltalls, wo nur allein man Bildung lernen, wo nur allein man menschlich leben kann. —

Ueberschreiten wir den Aermelkanal, so kommen wir nach Großbritannien, das sich stolz „die Königin der Meere“ nennt, in deren Gebiet die Sonne nicht untergehe. Keine Nation verachtet, wie Weber treffend behauptet, so alle anderen neben sich, wie die des Puddings und Porters. Der Engländer fragt nie nach den Interessen anderer Völker, er fragt nie was Recht oder Unrecht, sondern was englisch sei. Er hält nicht leicht etwas für schlecht oder verbesserungsfähig, was in England althergebracht und Gewohnheit geworden ist, und mögen es auch die verknöchertsten, zopfigsten und albernsten Einrichtungen sein.

Auf seine Weltherrschaft ist der Brite überaus stolz und eifersüchtig, und trefflicher als irgend welche Journale anderer Völker wissen seine illustrierten Wochenschriften „London News“ und „Graphic“ die zivilisierte Welt mit allerhand imponierenden Schlachtenbildern in Erstaunen zu versetzen. Unangenehm auffällig war es, daß gerade während der von England geführten Kriege im Boerenlande und im Sudan, wo die Rotröcke die empfindlichsten und schwachvollsten Schlappen erlitten, die obengenannten Journale wahrhaft ergreifende Bilder brachten, auf denen zu sehen war, mit welchem Löwenmuth die englischen Truppen gegen ihre Feinde fochten. Da standen sie auf dem Papier, die Letzten des Regiments, zu einem winzigen Häuflein zusammengeschmolzen, Rücken gegen Rücken gelehnt, um sich gegenseitig Deckung zu geben. So sehen wir sie streiten und kämpfen, wie Saul gegen die Philister, wie Roland im Thale zu Ronceval. Mit 1000 solcher Soldaten würde der große Alexander die ganze Welt erobert haben.

Aber leider waren es nur papierne Helden, Phantasiegebilde eines talentvollen Künstlers, die die Herzen Aller bewegten, denn in Wirklichkeit besleifigte sich die stolze englische Armee eines schimpflichen Rückwärtsmarsches, einen heroisch tapferen Feldherren, eine ansehnliche Europäerkolonie, eine große Stadt, die Jahrzehnte hindurch der Sitz des ostafrikanischen Binnenhandels und Ausgangspunkt zahlreicher wissenschaftlicher Expeditionen gewesen war, dem Verhängnisse überlassend.

Auch der Amerikaner hält sein Land und sein Volk für das erste der ganzen Welt, das beste unter der Sonne, das alles Gute, alle Tugenden in sich vereinigt. Genau wie der Franzose, so ist auch er davon felsenfest überzeugt, an der Spitze aller Nationen zu stehen, und dieser Glaube ist ihm so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er es nicht einmal für nötig hält, Vergleiche anzustellen.

Von den übrigen Ländern weiß er nur so viel, daß die Völker alle von

Fürsten und Fürstendienern geknechtet werden, und alle mit sehnsüchtigen Augen nach Amerika blicken, wohin jeder zu gehen denkt, sobald er seine Ketten abschütteln kann, um der Segnungen der Freiheit auch teilhaftig zu werden. Die Erfahrungen, die andere Nationen seit Jahrhunderten gemacht, suchten die Amerikaner nicht zu verwerten, weil sie sich anderen überlegen dünken, und glauben im fortschrittlichen Geist die Welt durch Neuerungen zu beglücken; oder sie trösten sich mit dem Gedanken, daß es anderswo noch schlimmer sein müsse. Durch den Schein lassen sie sich trügen, sie sind zufrieden mit dem Gedanken, daß so etwas noch nie dagewesen, weisen mit Stolz auf ihre materiellen Errungenschaften und bilden sich ein, die ganze Welt blicke mit Neid und Bewunderung auf sie.

Dies zeigt sich namentlich bei größeren Festessen und derlei Veranstaltungen. „Unsere Millionäre“ oder „Unsere großen Korporationen“ — „Unsere großen und berühmten Männer“ — alle werden toastiert, und in den Reden kommen überschwengliche Phrasen von Ehre, Patriotismus, Zivilisation und der hohen Mission des amerikanischen Volkes vor. *)

Jedem Fremdling, der die Küsten seines Landes betritt, legt der Amerikaner die Frage vor: „How do you like Amerika?“ („Wie gefällt Ihnen Amerika?“) und zwar in der festen Erwartung, daß der also Befragte unbedingt das Zugeständnis gebe, daß Amerika das größte Land der Erde sei und die stolzesten Städte, die schönsten Flüsse, die höchsten Gebirge, die gewaltigsten Wasserfälle, die bedeutendsten Männer, die lieblichsten Frauen, die dicksten Kartoffeln und größten Rosinen habe. —

„No hay mas que una España en el mundo!“ („Es gibt nur ein Spanien in der Welt“) so ruft mit stolzer Grandezza der gebräunte Hidalgo, voll des Glaubens, daß er gleichfalls einem vom Himmel auserwählten Volke angehöre. Er fühlt sich als Nachkomme jener großen Konquistadore, jener großen Freibeuter, die einst die ganze Welt durchzogen, um Spaniens Reichthum und Ruhm zu mehren. Der Abglanz dieser längst vergangenen Tage vergoldet noch heute dem Spanier seine zerfallenen Paläste, Burgen und Kathedralen, läßt ihn heute noch mit derselben Feierlichkeit erscheinen, wie in den Tagen, wo ein Columbus, ein Pizarro, ein Cortez die spanische Flagge in neue Welten trugen, und berühmte Dichter und Künstler wie Cervantes, Calderon de la Barca, Murillo, Velasquez mit den Geistesheroen anderer Nationen erfolgreich um die Palme rangen.

„Gemeine Bauern“, sagt Weber, „nennen sich noch heute untereinander Caballeros (Ritter) und die geringste Merkwürdigkeit im Lande ist famoso.“

Mancher Hidalgo („Sohn von Etwas“) lebt die ganze Woche hindurch von Zwiebeln, Brot und Wasser, fastet am Sonntage, weil keine Zwiebeln auf

*) Hohenwart, Land und Leute in den Vereinigten Staaten, S. 101, 109, 115, 117.

den Markt gebracht werden, geht aber nie aus, ohne einen Bedienten hinter sich zu haben; der elendeste Maulthiertreiber redet von sich in der dritten Person und will auch so angeredet sein; ein tirolisches „Du“ würde ihn rasend machen. *Vuestra Merced* („Eure Gnaden“) und *Vuestra Sennoria* („Eure Herrlichkeit“) geben sie sich untereinander mit der größten Freigebigkeit; der König selbst unterzeichnet: *Yo el Rei* „Ich, der König“, — als ob er der einzige König — und seine Kinder heißen *Infantes*, als ob sie die einzigen Kinder der Erde seien. Der Vater tröstet den sterbenden Sohn, „daß er in Madrid gelebt habe“, und jener Schuster auf dem Sterbebette hinterläßt seinen Kindern die Lebensregel: „Bemühet euch, zu der Höhe emporzusteigen, die eurer Familie würdig ist.“ Es gibt ein spanisches Sprüchwort: „Hätte Christus auf dem Berge über die Pyrenäen hinübersehen können, er hätte dem Versucher nicht widerstanden.“ —

Im Ruhme der Vergangenheit sonnen sich auch die Italiener. Jedes arm-selige Denkmal wird als schön, überaus schön vorgestellt; jedes lumpige Dorf, jede lumpige kleine Stadt, in der ein Kaiser, ein Maler oder ein Dichter das Licht der Welt erblickte, hält diesen Kaiser, diesen Künstler mit echtem Klein-städtersinn für den größten Kaiser oder Künstler der Welt. Die Trasteveriner, die Bewohner des Stadtteils von Rom jenseits der Tiber, hielten sich gar für Abkömmlinge der Trojaner, des göttlichen Aeneas, und alle übrigen Römer nur für *faex Romuli* („die Hefe des Romulus“). Römer, Florentiner und Venezianer schwelgen noch heute im Glanze der Tage, wo ihre Städte die Weltherrschaft übten oder leuchtende Zentralkpunkte der Kunst und Wissenschaft waren. —

Auch der Russe sieht stolz auf alle anderen Nationen herab. Und sollte er nicht? Bewohnt er nicht ein Reich, das über 22½ Millionen Quadratki-lometer groß ist und über 104 Millionen Menschen umschließt? Und ist Ruß-lands Kriegsrühm nicht altverbürgt? Ist das heilige russische Reich nicht eine furchtbare Macht, wenn es an drei Millionen Streiter unter die Waffen rufen kann? Und sind diese Streiter nicht berühmt durch ihre sprichwörtlich gewordene Selbstverleugnung, Pflichttreue und Todesverachtung? Sind nicht Beispiele genug vorhanden, wo diese Pflichttreue die russischen Soldaten bataillonweise in den sicheren Tod getrieben hat? Wir geben für diese Selbstaufopferung nur ein Beispiel.

Bei einer plötzlichen Wasserflut rief einst Katharina der Wache ihres Palastes zu, sich zurückzuziehen; aber die Wache blieb. „Kennst Du mich nicht?“ fragte die Regentin. „O ja!“ war die Antwort, „aber nur der Korporal kann mich ablösen“. — Das Wasser stieg der Schildwache bereits bis an den Hals, als zum Glück der Korporal mit dem Glockenschlage geschwommen kam, sie abzulösen.

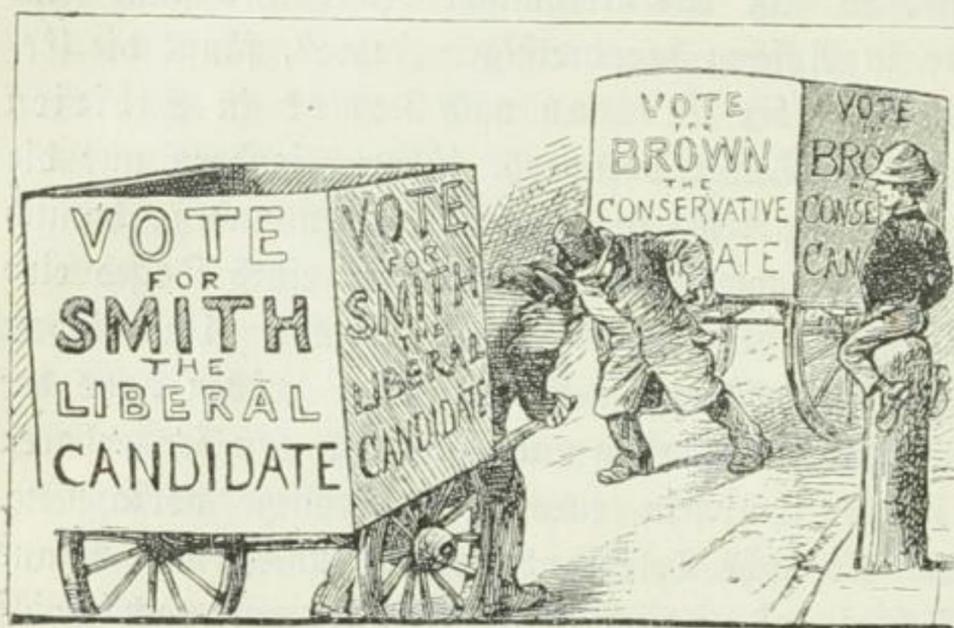
Solche Pflichttreue hat neuerdings der russische Maler *Wereschtschagin* in drei Bildern zu verherrlichen gesucht, deren erstes einen russischen Wachtposten im Balkangebirge zeigt. Auf dem zweiten Bilde sehen wir, wie der Schnee in dicken Flocken fällt, Schnee und immer mehr Schnee, wie er die nicht wankende

Soldatenfigur umhüllt, immer höher kriecht und sie mit einem weißen Mantel umkleidet. Auf dem dritten Bilde endlich sehen wir den wackeren Russen, der nicht von seinem Posten weichen wollte, unter Schneemassen begraben, verweht und erstickt, ein Opfer seiner Pflichttreue.

Der Vorwurf dieser Bilder erinnert an jene gut erfundene Anekdote, mit welcher einstmals der „Figaro“ den russischen Telegraphenbeamten die Palme der größten Pflichttreue und des unbedingten Gehorsams zuerkannte. Die Geschichte gewinnt dadurch besonders, daß sie nicht wahr und deshalb nicht so grauig ist, wie sie scheint, so daß das Urkomische des Witzes ganz seine Wirkung thun kann. „Es war zu Anfang der dreißiger Jahre“, fängt die Erzählung an, „als von Petersburg über Moskau nach Tomsk in Sibirien viele Tausende von Werst noch kein Telegraphendraht führte, sondern nur die optischen Signaltelegraphen ihre langen Arme in die Luft streckten und mechanisch die Gestikulationen des Vordermanns wiederholten. Da kam eines Tages eine wichtige Depesche aus Petersburg an den Gouverneur in Tomsk. Unbehindert hatte sie ihren Weg bis zur sibirischen Grenze gefunden, aber drüben hatte der Telegraph sich in starrer Unbeweglichkeit gehalten und keine von den sonderbaren Gestikulationen nachgemacht, welche ihm sein europäischer Kollege vorzappelte. Das kam aber daher, daß der sibirische Telegraphenwärter unter dem Banne eines starken Rauſches den Schlaf des Gerechten schlief und erst nach zwölf Stunden aufwachte. Dann sah er freilich mit Schrecken, was geschehen war, denn drüben hielt der europäische Telegraph in unheimlicher Ruhe noch ein Signal fest, wobei der oberste Flügel gerade wagerecht die Form eines Galgens abzeichnete. Den sibirischen Beamten durchschauerte es. Was stand ihm bevor? Entweder totgeknetet oder in die Bergwerke verschickt zu werden. Kurz entschlossen bringt er denn seinen Telegraph in die Stellung des europäischen Gegenüber und hängt sich flugs am obersten Flügel auf. „Sonderbares Signal“, denkt der Kollege auf dem zweiten sibirischen Telegraphenturm, „aber was hilft's, dem Zaren muß man gehorchen.“ Binnen zwei Minuten baumelt auch dieser pflichttreue Telegraphist am obersten Signalflügel, und so repetiert sich dieses Zeichen von Station zu Station bis Tomsk. Ueber 40 Längengrade hinweg hatten sich gehorsam sämtliche sibirische Telegraphenwärter wie ein Mann aufgehängt.“



Die Wahl- und politischen Agitationen.



Englische Wahlreklamen.

Das Schicksal der Völker wird nicht allein auf blutigen Schlachtfeldern entschieden. Schwerer für das Wohl und Wehe einer Nation wiegen die Beschlüsse, welche in den parlamentarischen Versammlungen gefaßt werden; denn durch dieselben wird sowohl die Wehrkraft des Staates geregelt, wie der materielle Wohlstand und die

geistige Entwicklung seiner Bürger beeinflusst. Daher wurde auch bei allen Kulturvölkern die Zeit, welche den Wahlen vorausging, durch eine fieberhafte Thätigkeit der verschiedenen politischen Parteien gekennzeichnet, deren eine jede den größtmöglichen Einfluß auf das Staatswesen, die bestmögliche Realisierung der Parteiziele zu erstreben wünscht.

Um eine derartige Realisierung herbeizuführen, ist es erforderlich, daß die Partei in den parlamentarischen Versammlungen möglichst stark vertreten sei und so sehen wir während der Wahlkampagnen die einzelnen Parteien bemüht, eine möglichst große Stimmenzahl zu sichern. Die politische Agitation weiß zur Erreichung dieses Zieles vielerlei Mittel zu verwenden, sie bedient sich in erster Linie sogenannter Agenten, die allenthalben im Lande umherziehen und mit den verschiedensten Reklamen, Anschlägen und öffentlichen Reden für ihre Partei Propaganda machen, das Volk unter ihre Fahnen zu bringen suchen. Unzweifelhaft ist eine derartige Institution uralte, schon von den Römern wissen wir, daß auf diese Weise die Tribunen und die Patrizier um die Gunst des Volkes warben. Genau so geschieht es noch heute bei uns nach Tausenden von Jahren, noch heute überfluten die politischen Agenten das Land, um in Privatgesprächen den einfachen Mann für ihre Zwecke zu bearbeiten. Die Wichtigkeit dieses Agitationsmittels darf nicht unterschätzt werden; denn die Geschichte hat gelehrt, daß Par-

teien, deren Presse von der Regierung mundtot gemacht wurde, einzig und allein mit Hilfe dieser stillen Agitation bei den Neuwahlen in alter Stärke und sogar manchmal in größerer Zahl aus der Urne hervorgingen. Die Agitatoren mischen sich in den Wirtshäusern unter die Gäste, sie schmuggeln sich an den Stammtischen ein, wissen geschickt das Gespräch auf die politischen Verhältnisse, auf die Bedeutung der bevorstehenden Wahlen zu lenken, sie unterwerfen das Manifest der Gegenpartei einer scharfen, vernichtenden Kritik und lassen hiergegen die Vorzüge ihrer Partei in hellstem Lichte erglänzen. „Wahlwühlerei“ ist der technische Ausdruck, mit welchem die gegnerische Presse diese Thätigkeit mit sittlicher Entrüstung bezeichnet. Aber wozu die Scheinheiligkeit? Welche Partei in der Welt wird auf dieses Agitations- und Reklamemittel verzichten? Oder wäre nicht auch ein langes Lied zu singen von der „Wahlwühlerei“ der Herren Landräte und Gensdarmen, der hohen und niedrigen Staatsbeamten, der hohen und niedrigen Geistlichkeit, welche letztere bekanntlich gar häufig Kanzel und Beichtstuhl zum Schauplatz politischer Wahlumtriebe macht?

* * *

QUA · DIES · PATIENTUR.
SVETII · CERTI · AEDILIS · FAMILIA · GLADIATORIA.
PUGNABIT.

POMPEIIS · PRIDIE · KALENDAS · AUGUSTAS.

VENATIO · VELA · SPARSIONES · ERVNT.

„Wenn es die Witterung erlaubt, wird die Gladiatorenbande des Aedilen Suetius Certus am 30. Juli in der Arena zu Pompeji einen Gladiatorenkampf aufführen. — Auch sollen Tiere gehezt werden. — Der Zuschauerraum ist gedeckt und wird bespritzt.“

So etwa lauteten die Anzeigen, durch welche die alten Römer schon Monate voraus ihre Gladiatorenkämpfe, Tierhezen und öffentlichen Schauspiele und Lustbarkeiten auf den „Alben“, den öffentlichen Anzeigetafeln, anzukündigen pflegten.

Waren die Spiele anfänglich ein Vergnügen, nationale, von den Regierungen zur Hebung der physischen Kraft ihrer Völker angeordnete Einrichtungen (z. B. bei den Athenern, Spartanern und Thebanern), so wurden sie in Rom mit der steigenden Pracht derselben zuletzt mit maßlosem Luxus und Pomp gefeiert und bildeten ein wichtiges Rad in der Regierungsmaschine. Sehr oft suchten Vornehme und Reiche mit Veranstaltung derartiger Feste ihren persönlichen Ehrgeiz, ihre Popularitätssucht zu befriedigen, Beamte die Wähler zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Oft genug hing es nicht von persönlicher Tüchtigkeit, von wirklichem Verdienst, sondern von der Veranstaltung möglichst glänzender Spiele ab, ob das souveräne Volk einen Bewerber um ein höheres Amt wählte oder durchfallen ließ, weshalb dann von den Aemterjägern einer den

ändern in Prachtentfaltung und Verschwendung zu überbieten suchte, um sich so mehr in Gunst zu setzen. Es war selten, daß man mit einem mäßigen Aufwande sich begnügen zu dürfen glaubte. Obwol Cicero sich bei den Spielen, welche er als curulischer Aedil geben mußte, auf das Nötigste beschränkte und sich darauf verließ, daß seine Amtsführung ihn empfehle, so wußte er doch sehr wohl den Einfluß zu schätzen, welchen man durch die Spiele auf das Volk ausüben konnte, denn, wie er selbst sagt: „ist nirgends das Volk zahlreicher versammelt; hier kann man also am stärksten und umfassendsten wirken.“ „Dem L. Murena haben seine eleganten Spiele und die Pracht, mit welcher er die Bühne schmückte, nicht wenig geholfen, denn das urteilslose Publikum hat eben einmal an den Spielen seine Freude.“ Cicero fühlte wohl, daß die „silberne Bühne“ seines Rivalen ihm eine gefährliche Konkurrenz bereitete; dieselbe Erfahrung machte Aelius Tubero, ein sehr gebildeter Mann. Als derselbe bei dem Reichenmahle, welches er zu Ehren seines Oheims dem Volke gab, hölzerne Bänke aufstellen und über dieselben Bocksfelle ausbreiten ließ, überdies irdene Gefäße anstatt korinthischer verwendete, war das römische Publikum höchlichst unzufrieden mit diesen Anordnungen, und trotz seiner Rechtschaffenheit und Tüchtigkeit, trotzdem er ein Enkel des Aemilius Paulus, ein Neffe des Africanus war, verscherzte er durch seine Bocksfelle sein Amt, die Prätur. — In Erinnerung dessen scheuten die Kandidaten um öffentliche Aemter keine Kosten, um durch Veranstaltung öffentlicher Spiele die Menschen zu ihren Gunsten zu beeinflussen und für ihre Person Reklame zu machen; viele stürzten sich in Schulden, manche Familien ruinierten sich, sodaß es zuletzt an Bewerbern um die hohen Aemter fehlte, weil man den damit verbundenen Aufwand scheute. Der Demagog Annius Milo opferte dreimal sein Vermögen für Spiele auf, er ist es, von dem Cicero schrieb: „er ist rein toll, seine Spiele kosten ihm 30 Millionen Sestertien!“ (ca. 6 Millionen Mark).

Durch immer größere Prachtentfaltung suchten die Veranstalter der Spiele zu imponieren. Catulus ließ zuerst nach der Sitte der weichlichen Campaner ein Zeltdach über der ganzen ungeheuren Arena anbringen; Pompejus fand Mittel, durch Zuleitung von fließendem Wasser die Hitze zu mildern; durch Claudius Pulcher wurde die Bühnenwand bunt bemalt, durch C. Antonius wurde sie mit Silber, durch Petrejus mit Gold, durch Lutatius Catulus mit dem noch kostbareren Elfenbein ausgeschlagen. Die größte Pracht der Gewänder entfaltete Aemilius Scaurus.

Waren bei den Gladiatorenkämpfen anfangs nur drei Paare aufgetreten, so waren es im Jahre 216 vor Christus 22, im Jahre 200 bereits 25, im Jahre 183 nicht weniger als 60 Paare; bei dem Spiel, welches Cäsar als Aedil im Jahre 65 v. Chr. veranstaltete, traten trotz beschränkender Bestimmung des Senats 320 Paare auf. Auch die Zahl und Mannigfaltigkeit der zu den Tierkämpfen herbeigeschafften Tiere war außerordentlich.

Die seltensten, nur unter den größten Schwierigkeiten zu erlangenden

Tiere wurden jahraus, jahrein gejagt, gefangen, und zu Wasser wie zu Lande mit oft unsäglicher Mühe nach Rom geschleppt; nicht bloß Löwen, Panther, Tiger, Elefanten und solche häufigeren Raubtiere, sondern auch solche, welche in den zoologischen Gärten der modernen europäischen Hauptstädte nur in wenigen seltenen Exemplaren sich finden: Nilpferde, Nashörner und dergl. Bei dem hunderttägigen Fest, welches der Kaiser Titus bei der Einweihung des flavischen Amphitheaters gab, wurden an einem Tage 5000 wilde Bestien vorgeführt, im ganzen wurden dabei 9000 zahme und wilde Tiere getötet. Bei dem viermonatlichen Feste, welches Trajan nach der Besiegung der Dacier veranstaltete, waren es gar 11,000 Tiere, die gehezt und getötet wurden. Auch ließen die Großen in den unter Wasser gesetzten Amphitheatern ganze Seegefechte aufzuführen. Cäsar und Augustus hatten besondere Bassins zu diesem Zwecke herichten lassen, während Claudius den Fucinersee zu einem großartigen Seekampf benützte, bei welchem 19,000 Menschen verwendet wurden.

Die Eröffnung der Spiele war den Veranstaltern derselben der ersehnte Augenblick, wo sie ihre Triumphe ernten, ihre Popularitätsjucht befriedigen konnten.

Im herrlichen Gewande eines Triumphators fuhr der Festgeber voran, über seinem Haupte hielt ein Sklave einen mit Edelsteinen besetzten goldenen Kranz; Tubabläser, Priester mit Opferstieren und Gerät gingen voraus und in langem, prächtigem Zuge folgten die Genossen und Klienten des Spielgebers. Unter lauten Beifallsbezeugungen des Publikums betrat diese „pompa“ den Zirkus und begab sich über die mit prächtigen Teppichen und mit Rosenblättern bestreuten Treppen zur großen städtischen Loge. An einer wohlorganisierten Claque fehlte es damals so wenig als heutzutage, und führte die freche Thätigkeit derselben häufig zu Tumulten. Ein „Chef der Claque“ war jener Pescennius, welcher im Jahre 14 n. Chr. der Haupträdelsführer bei dem Aufstand der pannonischen Legionen war.*)

Politische Agitatoren waren auch die Mönche, die zu den Kreuzzügen aufforderten. In künstlicher Weise wurde im Abendlande eine religiöse Erregung entfacht, die einige Jahrhunderte lang fast ausschließlich die Gemüter beherrschte. Ein schlichter Einsiedler, Peter von Amiens, war es, der zu dieser ungeheuren Bewegung den Anstoß gab. Er war in seiner Jugend Soldat gewesen, hatte aber den Waffenschmuck mit dem Mönchsgewande vertauscht und sich durch strengste Enthalttsamkeit den Ruf besonderer Heiligkeit erworben. Im Jahre 1094 unternahm Peter, vom Volke spottweise „Kufuspeter“ genannt, eine Wallfahrt ins gelobte Land. Beim Anblick der vielen Greuel, mit welchen die Türken die heiligen Stätten entweiheten, reifte der Entschluß in ihm, das Abendland zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufzurufen, und zurückgekehrt nach Europa, begann er nunmehr sofort seine Agitation für diesen Plan ins Werk zu setzen.

*) Bender, Rom und römisches Leben, S. 316—337.

In ein mit einem dicken Seile umschlungenes Pilgergewand gekleidet, barfuß und mit einem Kreuzifix in der Hand, durchzog nun Peter, bleich und abgezehrt, auf einem Esel reitend, Italien und Frankreich und entzündete überall die Herzen seiner Zuhörer mit dem Feuer seiner gewaltigen Rede. Er betete, weinte, klagte und gewann die Herzen aller für den gottgefälligen Zug ins gelobte Land. Wie ein Heiliger wurde er verehrt, und glücklich wurden die gepriesen, denen es vergönnt war, seine Kleider zu berühren; ja die Haare, die man seinem Brautiere ausriß, wurden als Heiligtümer aufbewahrt.

Namentlich wurde das Feuer auf der Kirchenversammlung zu Clermont in Frankreich (1095) geschürt. Hier hielt auf freiem Felde zuerst Peter eine feurige Ansprache, dann trat der Papst auf und schilderte in begeisternder Rede die Bedrängnis der morgenländischen christlichen Kirche, die Entweihung des allerheiligsten Bodens, wie die Türken die Tempel zu Ställen umgewandelt, das heilige Grab des Erlösers durch Hunde verunreinigen lassen, die Christen geschändet, gemartert, geschlachtet hätten. Dann verkündete er den Befehl vom Himmel, die furchtbaren Gräuel zu rächen, das Heiligtum zu retten. Und aus aller Munde scholl der Ruf: „Gott will es! Gott will es!“ Allen, die am frommen Unternehmen teilnahmen, ward Vergebung der Sünden und ewiger Lohn vom Himmel zugesichert. Alle Teilnehmer hefteten ein rotes Kreuz auf die rechte Schulter, woher ihr Name Kreuzfahrer und die Benennung Kreuzzüge rührt. Alle die der Versammlung beigewohnt hatten, verbreiteten die allgemeine Begeisterung in der Heimat. Jedermann sah Zeichen am Himmel, die Gottes Willen bekundeten. Steine fielen hageldicht aus der Luft hernieder, Kometen und Nordlichter erschienen; man sah eine große Stadt am Himmel. Ein feuriger Weg, heißt es, ging durch die dunkle Bläue des Himmels nach Morgen hin, und bald darauf erschien der halbe Himmel blutrot. Ein Priester wollte am Himmel ein Schwert, ein anderer ein ganzes Heer, ein dritter zwei feurige Ritter fechtend und den mit dem Kreuze siegend gesehen haben; ja es wurde das Gerücht verbreitet, Karl der Große sei von den Toten auferstanden und werde die heiligen Streiter selbst anführen. Eine damals ausbrechende Seuche, das heilige Feuer genannt, wurde schon als göttliche Strafe der Zögerung ausgelegt.*)

Die Deutschen nahmen bei der großen Nüchternheit ihres Sinnes an der Begeisterung anfänglich noch keinen Teil, erst als sich auch unter ihnen Agitatoren erhoben, wie der Priester Volkmar in Sachsen, der Priester Gottschalk am Main, der Graf von Leiningen am Rhein, und als es dazu kam, daß die Enthusiasten sich das Kreuz auf die Schulter hefteten, da schien plötzlich ein anderer Geist unter die Menge zu fahren. Wie wir es heutzutage noch bisweilen erleben, daß ein Band im Knopfloch einen umstimmenden Einfluß auf die Ansichten eines Menschen ausübt, so geschah es damals im Großen. Nachdem erst in dem

*) Städe, Deutsche Geschichte I., S. 395, 396.

sichtlichen Symbol des roten Kreuzes ein gemeinsamer Sinnesausdruck gewonnen war, der beständig an die treibende Idee erinnerte, entstand ein hastiges Drängen, sich den Kreuzfahrern anzuschließen, und jene abenteuerlichen Unternehmungen mitzumachen, die Millionen von Menschen den Untergang brachten, ohne einen dauernden Erfolg herbeizuführen.

Ohne politische Agitation und Reklamemacherei, ohne die Thätigkeit der Organisatoren und Stegreifredner, welche durch flammende Reden die Massen erregten, hätte es keine Bauern- und Hussitenkriege gegeben, gäbe es auch keine Sozialdemokratie, keinen Nihilismus, kein Feniertum. —

Der politischen Agitation der Neuzeit stehen gleichfalls gewaltige, früher unbekannte Mittel zu Gebote, so vor allem die Macht des gedruckten Wortes in der Gestalt der Flugschriften und der Zeitungspressen. Jede einzelne Partei hat ihre bestimmten Organe, jede einzelne Fraktion sucht durch tausende und aber-tausende von Pamphleten und Zirkularen die Parteiziele der Verwirklichung näherzuführen.

Beim Wahlkampfe steht sowohl in Amerika wie in England die Reklame auf ihrem Höhepunkte. Die Parteien entwickeln eine großartige Thätigkeit. Es gibt Zeitungen genug, die ohne den regelmäßigen Zuschuß aus den Wahlkassen verkommen müßten. Einzelne Kandidaten beginnen schon Jahre lang vor der Entscheidungsschlacht sich dem Volke in langen Artikeln anzupreisen; oft genug buhlen sie mit kolossalen Summen um die Gunst ihrer Mitbürger. Und wenn dann die großen Tage herannahen, sind die Zeitungen überfüllt mit allen möglichen Ankündigungen, Beschreibungen, Versprechungen und Berichten der verschiedenen Programme. Natürlich setzen die Herren Kandidaten ihr und ihrer Freunde Vermögen nur auf das Spiel, um im Falle ihrer Erwählung die Kosten mit Wucherzinsen aus den Hilfsquellen ihres Amtes herauszuschlagen.

Welch große Summen Geldes die Engländer von jeher für Wahlzwecke aufgewendet haben und zum Teil noch heute aufwenden, ist weltbekannt. Diese Manipulationen ehrgeiziger Wahlkandidaten geben dem englischen Wahlgeschäft einen herben Beigeschmack. Wenn nun auch durch die sogenannte Korruptionsakte die Ausgabe für Wahlzwecke ganz bedeutend eingeschränkt worden ist, so haben die Kandidaten bei den letzten Wahlen doch noch über 20 500 000 Mk. verbraucht. Die Ausgaben für Drucksachen beliefen sich auf die Summe von 5 220 000 Mk.; allerdings ist die Höhe derselben bei den einzelnen Kandidaten ganz verschieden. Der Kandidat in West Meath beispielsweise verausgabte für den Druck von Anzeigen zc. nur 10 Mk., während derjenige in Lancashire die Summe von 11,340 Mk. brauchte. Der erstere wurde gewählt, der letztere fiel durch und hatte somit sein Geld umsonst ausgegeben.

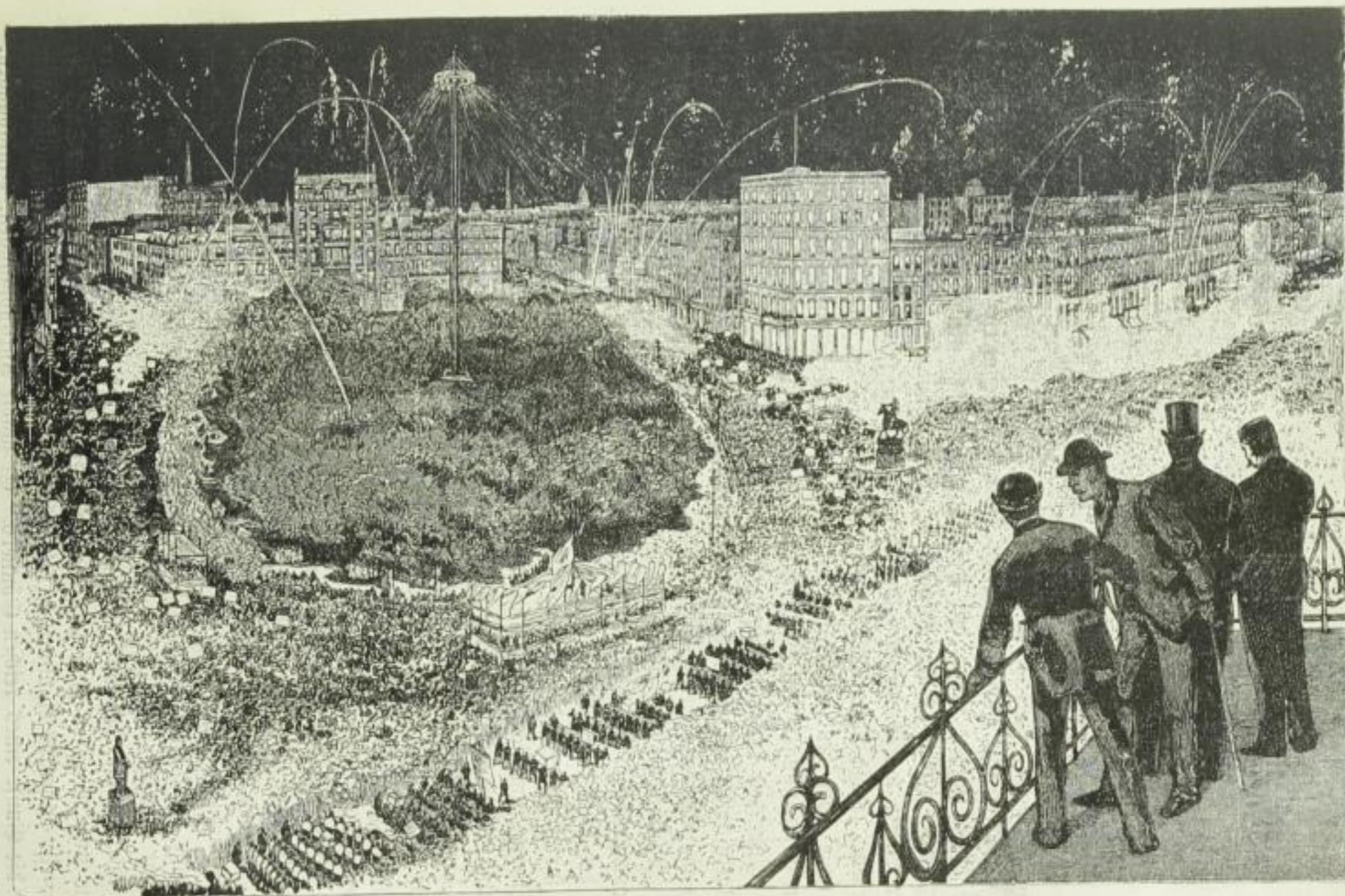
Zu noch größeren Anstrengungen versteigen sich die nordamerikanischen Aemterjäger. Um ein einflußreiches Amt zu erlangen, werden vielfach ganz kolossale Summen aufgewendet, mit enormen Kosten werden von den verschiedenen

Parteien großartige Demonstrationen und Umzüge in Szene gesetzt, nur, um un-
 schlüssige schwankende Stimmen auf Seiten der Partei zu bringen.

Einer der großartigsten Umzüge war die von den Demokraten inszenierte
 „Grand Tammany demonstration“ in New-York am Abende des 21. Oktober 1884.
 An der Prozession beteiligten sich über 30 000. Mann, und der Vorübermarsch
 derselben dauerte zwei und eine halbe Stunde. Die verschiedenen Clubs in ihren
 bunten Uniformen, mit ihren wehenden Bannern und unzähligen Transparenten,
 boten in dem Scheine der bengalischen Flammen ein Schauspiel, wie es selbst das
 in dieser Beziehung verwöhnte New-York lange nicht erlebt hatte.



Stimmenjammler in Amerika.



Öeffentliche Demonstration der Demokraten in New-York am 31. Oktober 1884.

(Nach einem Holzschnitt in „Frank Leslie's Illust. Zeitung“, New-York.)

Schriftsteller und Buchhändler.

Wie alle Läden im alten Rom, so befanden sich auch die Buchhandlungen unter den Kolonnaden, welche die Straßen einfaßten, oder waren an den Häuserfronten angebaut. An die Pfeiler und Säulen dieser Läden waren die Anzeigen der Novitäten (vermutlich mit Farbe) angeschrieben. Diese Läden gehörten ganz besonders zu den Lokalen, in denen man sich (wie noch heutzutage in Italien) zur Konversation zusammenfand und die neuen Erscheinungen des Büchermarktes besprach. Da aber solche Zusammenkünfte nicht hinreichen konnten, einem Buch die gewünschte Verbreitung, dem Verfasser die Volkstümlichkeit zu verschaffen, so suchten die Schriftsteller des alten Roms dies durch mündlichen Vortrag ihrer Werke vor einem großen Auditorium zu erlangen.

Asinius Pollio, unter den geistigen Zierden des Augusteischen Hofes die hervorragendste, zugleich der Stifter der ersten öffentlichen Bibliothek in Rom, war der erste, welcher förmliche Einladungen zu einer Vorlesung ergehen ließ, und fortan war dies der Weg, den die meisten neu auftauchenden Schriftsteller einschlugen, um sich bekannt zu machen. Die Wichtigkeit dieses Mittels zur Verbreitung litterarischer Erzeugnisse ist man leicht geneigt zu unterschätzen, wenn man hier nach modernen Analogien urteilt: nur durch eine Zusammenstellung der darauf bezüglichen Aeußerungen, von denen die Schriften des ersten Jahrhunderts voll sind, gewinnt man einen Begriff von der Bedeutung der Vorlesungen für den damaligen litterarischen Verkehr.

Wenn aus diesen Aeußerungen hervorgeht, daß das Institut der öffentlichen Vorträge zu einer wahren Landplage geworden war, so zeigt dies schon allein, daß es sich ins Grenzenlose ausgedehnt hatte; denn es gehörte viel dazu, dem Bedürfnisse des damaligen litterarischen Publikums auch nur zu genügen, geschweige denn die lern- und hörbegierigen Kreise so zu übersättigen, wie es in der That geschah. —

Der Autor, der auf diese Weise seine Werke bekannt machen wollte, verschaffte sich, wenn er nicht in seinem eigenen Hause einen geräumigen Saal besaß, ein passendes Auditorium mit Bänken und Sesseln entweder für Geld oder durch die Gunst eines reichen Gönners. Er sandte Ankündigungen, Einladungen,

Billete umher und warb persönlich um die Gegenwart von Zuhörern, die in der wirklichen oder litterarischen Welt den Ton angaben. Kam endlich der große Tag, so erschien er in elegantester Kleidung und Frisur, und trug, auf einer Erhöhung sitzend, sein Werk vor; an Affektation in Sprache und Geberde ließ man es nicht fehlen. Die Zuhörer spendeten reichlichen Beifall, oder stellten sich wenigstens aufmerksam und befriedigt. Viele von ihnen schrieben selbst und rechneten bei ihren eigenen Vorlesungen auf Gegendienste, andere klatschten aus Höflichkeit oder Freundschaft für den Autor. Uebrigens wurde kein Mittel verschmäht, um eine möglichst zahlreiche und wohlgesinnte Zuhörerschaft zusammen zu bringen. Gar manches Bravo, das bei solchen Gelegenheiten erscholl, war durch eine Einladung zum Mittagessen, durch das Versprechen eines abgelegten Kleidungsstücks, ja wohl gar durch einige bare Denaren erkaufte.

Wie sehr diese öffentlichen Vorlesungen den Schriftstellern des alten Roms Mittel zur Reklame waren, ergibt sich aus dem Umstande, daß die Qual der Vorlesungen für die Schriftsteller des ersten und zweiten Jahrhunderts ein eben so geläufiges Thema ist als die Qual der musikalischen Unterhaltungen und Konzerte für heutige Journalisten. Wenn Horaz den „bittern Vorleser“ mit einem Blutegel vergleicht, der den Hörer nicht losläßt, bis er ihn zu Tode gemartert hat; wenn Juvenal die Vorlesungen der Dichter im August neben häufigen Bränden und Häusereinstürzen zu den gefährlichsten Uebeln Roms rechnet, um derentwillen man einen anderen Wohnort aufsucht; wenn Martial den Dichter schildert, bei dessen Erscheinen eine allgemeine Flucht entsteht, und der mit dem Manuskript in der Hand sein Opfer selbst bis in das geheimste Gemach verfolgt, so sind dies freilich alles poetische Uebertreibungen, die aber keinen Sinn gehabt hätten, wenn nicht wirklich ganz unmäßig viel in dieser Art von schriftstellerischer Reklame gethan worden wäre. Klagt doch Juvenal:

„Bersten müssen ja die Säulen von der ewigen Leserei,

Und so macht dir's jeder Dichter, ob nun groß, ob klein er sei!“ —

In der ersten Hälfte des Mittelalters war es um die Schriftstellerei weit aus ungünstiger als zur Zeit des römischen Kaiserreiches bestellt. Zeitungen waren noch nicht erfunden. Lesen und Schreiben konnten nur wenige Gebildete, die Bücher wurden in außerordentlich mühsamer Weise von den Klostermönchen abgeschrieben und so vervielfältigt. Das einzige Mittel, sich bekannt zu machen, war und blieb der öffentliche Vortrag, und gelang es namentlich den Minnesängern und Troubadouren, sich auf diese Weise Ansehen und Namen zu verschaffen. Mit Erfindung der Buchdruckerei kam aber allmählich Wandel. Fliegende Blätter wurden zu Mitteilungen und Ankündigungen benutzt, Bücher konnten leichter in Massen vervielfältigt und vertrieben werden.

Die erste bekannte Buchhändlerreklame in Deutschland findet sich in einem alten, im Britischen Museum aufbewahrten „Neuigkeitsbuche“, eine Art Jahres-

Kalender, welcher anno 1591, doch ohne Angabe des Druckortes, hergestellt wurde. Neben Berichten über allerlei denkwürdige Begebenheiten der Jahre 1588 und 1589, wie z. B. über den Untergang der Armada und die Ermordung des Königs Heinrich III. von Frankreich, findet sich auch folgende Ankündigung eines Werkes:

„Ein wunderliches Gewechs man hat
Vor Holtwedel der alten stad,
Der Berber die Vorstadt genand
Gefunden, welches gar niemand hend,
In einem Garten gewachsen ist,
Bey andern Kreutern ist gewis.
Sein Konterfey und recht gestalt,
Wird auff'm Titel gezeigt bald,
Das Buch wird Hoffarts Laster genand,
Welches jetzt noch sehr unbekand
Darin gewiesen und vermeld't,
Was das gewechsle in sich hält;
Mag. Kunaw hats geben an den Tag,
Zu Wittenberg druckts Matths Melach,
Wer des Bedeutung noch nit weis,
Kauff das Buch, liß mit allem fleis.“

Vielfach geben Verleger und Bücherhändler ein Verzeichnis ihrer Verlagswerke oder Vorräte auf den ersten und letzten Blättern eines Buches. Dieser Sitte bediente sich im Jahre 1447 schon der Buchhändler Lauber in Hagenau. In einigen aus jener Zeit stammenden Handschriften der Heidelberger und Berliner Bibliotheken finden wir nämlich die Notizen: „Item welcher hande bücher man gerne hat, groß oder klein, geistlich oder weltlich, hübsch gemalt, die findet man alle by Diebold Loubet, schriber in der Burge zu Hagenow.“ Den Anfang macht „das groß buch genant Gesta Romanorum mit den Figuren gemalet“; dann folgen größere Werke der deutschen Poesie, wie Parzival, Tristan, Freidank und viele andere Erzählungen, z. B. „der witsare ritter, von ein getruwen ritter der sein eigen Herze gab umb einer schönen frowen willen; der ritter under dem zuber; ein gerymete bibel; ein psalter latin und iütsch; die zehn gebot mit glossen; item der ackermann und belyal, gemalt; item der Herzog von östrench; item der Wylhalm von Orlyentz und die schöne amely; item der heyligen dryer künig buoch, gemalt; item des beispül buoch, genant der welt lauff, gemalt“, und „sust (sonst) kleine bette bücher.“

Vielfach wurden die Bücher durch Kolportage vertrieben, so wurde z. B. im Jahre 1522 Luthers Neues Testament in Leipzig von einer Frau für 15 Groschen feilgetragen, in Meissen wurde es vor dem Freiburger Keller auf

dem Domplatz für 20 Groschen verkauft. Die Bücherhändler wählten die besuchtesten Stellen der Stadt zur Schaustellung ihres Büchervorrates: die Plätze, die Stände unter den Rathhäusern und vor den Kirchthüren.

Wie bei einer Zeitung, so ist auch bei dem Buche der Titel eine wesentliche Hauptsache. Je packender, charakteristischer und prägnanter er ist, desto eher prägt er sich dem Publikum ein, desto eher wird dieses zum Kaufe veranlaßt. Und so ist zu allen Zeiten der Titel für Schriftsteller und Verleger ein Gegenstand ihres Scharfsinnes gewesen.



Bilder- und Bücherhändler im Mittelalter.

(Aus Henne-am-Rhyn: „Kulturgeschichte“. Grote's Verlag in Berlin.)

Im Mittelalter waren recht phantastische Bücheraufschriften sehr beliebt, die wie auf Stelzen dahinschritten.

Der Satiriker Fischart gab einigen seiner Werke folgende burleske Titel mit: „Die Flöh Haß, der wunder unrichtige und spottwichtige Rechtsandel der Flöh mit den Weibern“, ferner „Das podagrammische Trostbüchlein“, welches „die gliederkrämpfige Fußkizlerin“ verherrlicht, die zum Gefolge hat „ein Gezött von Bisamstinkigen Frawenzimmern“, als da sind „Methe von Trunckenhaid und Aeratia von Unmäßigen, Polyphagia von Fraßhausen und Schleckspitzen, Misjaponia von Faulgenglingen, Schlasshulda von Federhauffen, Wolustas von Wollusthausen, Hirzstolzin, Sorgenon, Schmähloch, Kitzeltrut“ etc. Ferner ließ

5*

derselbe Autor erscheinen: „Die wunderlichst, unerhörtest Legend und Beschreibung des vierhörigen Jesuwiderhütlein, gerichtet gegen den Orden des Ignazio Lugiovoll“, sodann „Aller Praktik Großmutter“, ferner die „Affentheurlich Raupengeheuerliche Geschichtsklitterung Von Thaten und Thaten der vor kurzen langen und je weilen Vollen wolbeschreiten Helden und Herren Grandgoshier Gorgellantua und des Eiteldurstigen Durchdurstluchtigen Fürsten Pantagrue von Durstweiten, Königen in Utopien, Jedermelt Nullatenenten und Nienenrich, Soldan der Neuen Kannarien Täumlappen Dipsoder, Dürstling und Dudissen Inseln, auch Großfürsten im Finsterstall und Rubel Nibel Nebelland, Erbvogt auf Nichilburg, und Niederherren zu Nullibingen, Nullenstein und Nirgendheim.“

Nicht unwesentlich für die Verbreitung des Buches ist auch das Gewand, in welchem es in die Welt tritt. Gar manche sicherlich trefflichen Werke tauchen auf und gehen unbeachtet unter, weil ihre Ausstattung eine zu bescheidene war, um unter der Hochflut der in den Bücherläden und Schaufenstern ausgestellten Litteratur die musternden Blicke auf sich zu ziehen. So sind denn nicht mit Unrecht die Verleger bestrebt, ihre neuesten Verlagswerte mit immer effektvolleren, mit immer farbigeren, und in die Augen fallenden Umhüllungen zu schmücken, um so ihren Unternehmungen die Beachtung zu sichern. Dieses Streben führt mitunter freilich zu ausschweifenden Phantastereien, zu welchen z. B. jene „ausgegrabenen Bücher“ des Malers C. M. Seyppel gehören, die, dem Titel angemessen, ein jahrtausendaltes, modriges, zerfressenes Außere zeigten, welches erst mit allem Raffinement künstlich erzielt wurde.

Dank unseren modernen Kultureinrichtungen verfügen die Schriftsteller unserer Tage über einen weitaus reichhaltigeren Reklameapparat als wie ihre Herren Kollegen aus dem Altertum. Schon, wenn sich der Dichter noch in Geburtswehen befindet, wird die Kunde von der zu erwartenden Geistesfrucht verbreitet. Geheimnisvolle Andeutungen hier und dort besagen, der berühmte Mann arbeite an einem neuen Werke; acht Tage später erfährt man etwas über die Natur des Embryo, welchen Gegenstand das Werk behandle. Abermals acht Tage darauf wird der Titel mitgeteilt und zugleich verraten, daß die Schöpfung alle früheren Dichtungen des Meisters, überhaupt alle anderen menschlichen Schöpfungen weit hinter sich lassen werde. Anderswo ist zu gleicher Zeit die Rede von den ungeheueren Angeboten, mit denen der Dichter von Verlegern bestürmt werde. Darauf wird uns das kolossale Honorar genannt, durch dessen Bewilligung es endlich der rühmlichst bekannten Verlagsgesellschaft Schnellimgriff gelungen sei, alle anderen Bewerber aus dem Felde zu schlagen. Nachdem nunmehr die Neugierde des Publikums aufs Höchste gespannt ist, werden den Redaktionen sämtlicher einheimischen und fremden Zeitungen Bruchstücke mitgeteilt, um den Appetit nach dem Ganzen zu schärfen.

Damit ist die Reklame aber immer noch nicht erschöpft, im Gegenteil tritt

dieselbe nunmehr erst recht ins Leben. In jedem größeren Tageblatt erscheint in Fettdruck folgende geheimnisvolle Annonce:

Diebe

Am zweiten und dritten Tage liest man:

Die beiden

am vierten:

Die beiden Schwestern

zum Schluß folgt endlich die ganze Reklame:

Die beiden Schwestern.

Das neueste Werk

von

Gottfried von Buxtehude

ist soeben erschienen und in jeder Buchhandlung zu haben. — Sensationellstes Werk der Neuzeit.

Und nunmehr kommen in unabsehbarer Folge lobstrotzende Kritiken, Auszüge, Blumenlesen und Lichtstrahlen, besorgt von den Freunden und Bettern des Dichters. In dicken Qualmwolken steigt aus den geschwungenen Becken der Weihrauch empor, so daß einem gewöhnlichen Sterblichen weh und übel werden mag. Nur der an Lorbeerkränze und Weihrauch gewöhnte Dichter vermag's zu ertragen und sieht's mit triumphierendem Lächeln, wie das Volk zu Haufen rennt, die Buchhandlungen stürmt, um sein Werk zu kaufen.

Hunderte von Subskribentensammlern durchziehen das Land, um den Ruhm des Dichters zu verkünden und neue Gönner und Käufer unter seine Fahne zu scharen.

Da, Welch ein Schrecken! Die gesamte Geistlichkeit donnert von den Kanzeln hernieder gegen das ihr gottlos erscheinende Buch, — es kommt auf den Index, es wird verboten — der Triumph ist verloren! — — Im Gegenteil! Noch toller ertönt nunmehr das Paukengeschlage, das Trompetengebläse; Verfasser und Verleger beeilen sich, durch riesige Plakate aller Welt zu verkünden, daß ihr Werk das Glück habe, verboten und konfisziert worden zu sein! Der Erfolg des Buches ist gesichert. Der Tadel der hohen Geistlichkeit, der Behörde wirkt geradezu als die beste Empfehlung und von dem einzigen Werke erscheint Auflage nach Auflage.

Doch blicken wir noch ein wenig weiter hinter die Koulissen der Bücherreklame.

Überall in der litterarischen Welt besteht ein Koterietreiben, ein Cliquenwesen, welches man recht wohl mit dem Namen „Auf Gegenseitigkeit begründete Gesellschaft für Unsterblichkeit“ bezeichnen könnte.

Die Mitglieder derselben sind bemüht, ihre eigenen Produkte in jeder Weise zu pouffieren, zu empfehlen; die Produkte anderer Dichter aber, die nicht zu dieser Clique gehören, werden vornehm ignoriert oder durch kurze schnöde, summarisch aburteilende Bemerkungen in Mißkredit gebracht, um den Verfassern, vielleicht jung aufstrebenden Talenten, den Weg zu verlegen.

Derartigen Koterien, zumeist aber der Feder des Verlegers und Verfassers selbst, entspringen jene blumenreichen Geistesprodukte, die wir auf jedem Bücherprospekte lesen können. Da wird z. B. das eine Werk in folgender Weise dem hochverehrten Publikum anempfohlen:

„Bon Buxtehude's Werk ist ein wirkliches Meisterwerk poetischer Empfindung und kunstvoller Komposition, ein Lebens- und Kulturbild voll echter dichterischer Glut, ein beredtes Zeugnis von Buxtehudes vielgerühmter farbenprächtiger Darstellung und kraftvoller Gestaltungs-gabe. Viele Szenen in dem Werke sind so mächtig angeschaut, sind von solch dramatischer Verve und hinreißender Gewalt, die Sprache verrät so sehr das Gepräge durch und durch meisterhafter Schulung an den Werken unserer Klassiker, — daß diesem Roman ganz entschieden ein Ehrenplatz in der deutschen Litteratur zuerkannt werden muß. Mit großer physiologischer Feinheit sind die einzelnen Charaktere durchgeführt und heben sich von dem leuchtenden, in prachtvollem Kolorit gehaltenen Hintergrunde wundervoll ab, und die überaus anschauliche Darstellung von der großartigen Pracht der nordischen Natur, die dramatisch bewegten Seelengemälde und Szenen fesseln den Leser bis zur hereinbrechenden Schlußkatastrophe. Die Lektüre dieses gediegenen Buches, welches in keiner Bibliothek fehlen sollte, gewährt einen solchen Hochgenuß, daß eine lebhafteste Nachfrage darnach nicht ausbleiben kann.“

So lautet wörtlich die Ankündigung eines Werkes, welches in der litterarischen Welt schon am zweiten Tage seines Erscheinens zu den vergessenen Büchern gehörte und niemanden zu interessieren vermochte, als seinen Verfasser und Verleger. Um letzteren die Abfassung der Prospekte zu erleichtern, hat ein Anony-

muß eine Anzahl von Rezepten zu derartigen Bücheranzeigen gesammelt und dieselben in einem kleinen Heftchen vereinigt unter dem Titel erscheinen lassen:

Die Posanne

oder

tausendmal-tausend effektvolle Bücheranzeigen.

Ein harmloses Würfelspiel für Buchhändler,
Autoren und Bücherfabrikanten.

Es finden sich in dieser Sammlung eine Unmasse jener in den buchhändlerischen Ankündigungen typisch gewordenen Phrasen, wie z. B.:

„Dieses Werk, eine herrliche Blüte des menschlichen Geistes, hilft einem wesentlichen Bedürfnisse ab“, —

„übertrifft alle Forderungen in geistiger und technischer Hinsicht, wie ohne Rückhalt anerkannt werden muß“, —

„ist ohne Zweifel das Beste in seiner Art und wird für Jahrhunderte bleiben“, —

„Deutschland und seine Litteratur hat bisher nichts Vollendeteres aufzuweisen“, —

„das Werk bietet der gesamten Lesewelt die exquisiteste Nahrung und ist ein recht eigentlich dem ganzen deutschen Volke zugeeignetes Nationalwerk“, —

„die glänzendsten Kapazitäten haben sich vereinigt, dem Buch das Prädikat des Gediegensten zu verleihen“, —

„diese vorzügliche, die höchsten Interessen der Menschheit ins Auge fassende dichterische Schöpfung sollte überall, im Palaße, im Bürgerhause wie in der Bauernhütte angetroffen werden“, —

„es vereinigt die größte Zweckmäßigkeit mit höchster Eleganz und größtmöglicher Billigkeit und darf darum Keinem mangeln, der Anspruch auf Bildung erhebt“, u. s. w. u. s. w. — —

In besonders erotischen Blüten gefällt sich das Berlegertum der sogenannten Schundlektüre, der Schauerromane. So kündigte ein Berliner Berleger den Roman „Maria Stuart“ mit folgenden Worten an:

„Am französischen Hofe unter den Maitressen des Königs schimmert uns zuerst Marias liebliches Bild entgegen; die Grazien ihrer jungfräulichen Schöne schleichen sich in unsere Herzen schmeichelnd ein; gezeitigt von der milden Sonne Frankreichs entwickeln sich die Formen ihres Körpers, und alle blendend durch die Fülle ihrer Reize schlingt sie ins duftige Haar das Diadem von Schottland. . . . Und welche Nebenpartieen hat das überreiche Gemälde!“ fährt die Anzeige nach einigen albernen Phrasen fort. „Wir sehen Katharina von Medicis einen Frauenbund zu geheimen Orgien stiften, sehen (alle diese Stellen sind fett gedruckt) die üppige Sirene sich winden auf schwellendem Polster in den Umarmungen des fecken, verlangenden Bagen, sehen Heinrich VIII. mit

seinen sechs Frauen 2c. 2c.“ — Schließlich wird den Abonnenten dieses saubern Machwerks eine Prämie versprochen: „Maria Stuart bei der Nachttoilette überrascht durch Chastelard“. —

Hier ein anderer Prospekt. „Wem wäre nicht das Los einer armen Näherin bekannt! Am frühen Morgen, wenn der Tag graut, finden wir sie bereits am Arbeitstische, dicht am Fenster des armseligen Dachstübchens, um sich bis spät in die Nacht hinein beim düsteren Scheine der Lampe ihr tägliches Brot durch ihrer Hände Arbeit zu erwerben! Wie sehnt sich das arme Wesen hinaus in die schöne, weite Gottesnatur, um nur einmal in vollen Zügen frische, reine Luft zu atmen! Aber vergebens! Ihr sind die Freuden der Natur, ihr sind die Annehmlichkeiten des Lebens verschlossen! Wie eine zarte Blume, welcher Luft und Sonnenschein entzogen wird, wird ihre zarte Wange bleich, um vielleicht nie wieder zu erblühen, erlischt das Feuer ihres schönen Auges vielleicht gar bald für immer! Wahrlich, das Herz einer fühlenden Menschenbrust möchte brechen beim Anblicke dieses Jammers!“

„Die Heldin unserer Erzählung ist ein solches von aller Welt verlassenes Wesen, das bereits in früher Jugend viel Trübsal und Herzeleid erfuhr. Aber ihr Elend sollte noch nicht groß genug sein. Zur blühenden Jungfrau herangereift, schleudert auch noch die Bosheit und Tücke ihre giftigen Pfeile der Verleumdung auf das arme, unglückliche Menschenkind. Eine Mordthat soll die Aermste, vom Schicksale so hart Verfolgte begangen haben — eine Mordthat, sie, die dem eigenen Vater entfloh, um Unschuld und Tugend zu retten. Doch der Verdacht ruht auf ihr. Verhör und Prozeß sollen sie zum Geständnis bringen. Aber ihre Lippen öffnen sich nur, um ihre Unschuld zu verteidigen. Sie wird freigesprochen; denn die Beweise ihrer Schuld fehlen, aber die Schmach des Verdachtes bleibt auf ihr haften! — Und kaum atmet sie, freigelassen, auf, da tritt von neuem das entsetzliche Verhängnis an sie heran. Unstät und flüchtig muß sie sein. Von einem Orte zum anderen wird sie getrieben. Aber nirgends findet sie die ersehnte Ruhe, den erhofften Frieden! Kaum glaubt sie sich geborgen, so befindet sie sich auch schon wieder in der Schlinge, die ihr die Verfolger gelegt haben. Gefahren reihen sich an Gefahren. Aber sie erduldet alles und geht unbeirrt ihren eigenen Weg. Auf Gott, den Vater aller Verlassenen, setzt sie ihre Hoffnung und ihr Vertrauen. Und in diesem Glauben findet sie die Kraft und die Stärke, das Elend ihres Daseins zu ertragen. Da plötzlich leuchtet der heilige Schein der Liebe hinein in die dunkle, freudenlose Nacht ihres Lebens! Jetzt, denkt der geneigte Leser, hat alle Not und alles Elend ein Ende! Mit nichten! Was anderen zum Glück und Segen gereicht, bringt ihr noch größeres Weh und Herzeleid! Ein furchtbarer Kampf beginnt! Vorsätzlich von ihren Feinden, unbewußt von dem Freunde, dem Geliebten ihres Herzens, geheßt und gemartert, wird die arme Näherin bis an den Rand der Verzweiflung getrieben. Die Verhältnisse verwirren sich so furchtbar, daß man

glaubt, es sei für die Ärmste kein Entrinnen mehr möglich, sie müsse der Bosheit unterliegen. Doch der Glaube an Gott und die feste Zuversicht, daß er der Vater aller Waisen ist, verläßt sie keinen Augenblick und bewahrt sie vor jedem Falle. — Schwer ist der Kampf, doch plötzlich verwandeln sich die Thränen des Jammers in Thränen der Freude und des Glückes. Die arme Näherin erreicht ein nie geahntes hohes, herrliches Ziel. Der Schleier, der über ihrer Geburt lag, lüftet sich und die — kühnsten Erwartungen des geneigten Lesers werden übertroffen!

Auch hier erhalten die „geehrten Abonnenten“ als Prämien:

Große, wirklich prachtvolle

Oelfarbendruck-Bilder

für den zehnten Teil ihres wirklichen Wertes,

nach den Originalen berühmter und beliebter Künstler in herrlichster Farbenpracht ausgeführt.

Genoveva

mit der Hirschkuh.

Königin Isabella

mit der Tugendrose.

Jedes dieser reizend schönen Bilder gegen die geringe Nachzahlung von nur 1 Mark = 60 Kreuzer östr. W.

Wie es gerade nicht angezeigt ist, an den Kunstwert der „wirklich prachtvollen Oelfarbendruck-Bilder“ zu glauben, so thut man auch wohl, die Behauptungen der Herren Verleger, daß dies oder jenes ihrer Verlagswerke in „Zehntausenden von Exemplaren“ sich innerhalb weniger Wochen verkauft habe, nicht für bare Münze aufzunehmen. Zumeist ist es in Wirklichkeit ganz anders bestellt und der Verleger würde herzlich froh sein, die erste Auflage von tausend Exemplaren los geworden zu sein. Um aber den Glauben an den angeblich großen Wert und den daraus naturgemäß hervorgehenden riesigen Absatz des Werkes beim Publikum zu erregen, werden bereits die zweiten hundert Exemplare des Buches mit dem Vermerk „Zweite Auflage“ in die Welt gesendet, das dritte Hundert mit dem Zusatz „Dritte Auflage“ und so fort. Nur so erklären sich die hohen Auflagen gewisser Bücher, die als „der große Erfolg des Tages“ hingestellt werden. Dieser „große Erfolg“ ist eben nichts als betrügerische, unverschämte Reklame.

Eine fernere, weitverbreitete Unsitte ist es, daß die Verleger der Zeitungen neben der bezahlten Annonce für den Anzeigeteil zugleich eine lobende Reklame einsenden und die Aufnahme dieser Empfehlung zur Bedingung des Einrückens oder der Bezahlung für das Inserat machen. So sind sehr viele dieser „Bücher-

Besprechungen“ und Anpreisungen, die der arglose Leser als Aussprüche sachkundiger Richter hinnimmt, nichts weiter als von den Verlegern oder den Autoren besorgtes Selbstlob, erkaufte oder bestellte Lobsprüche, auf Täuschung berechnete Kunstgriffe der Spekulanten.

Die meisten Blätter, welche ein besonderes Geschäft vom Bücherbesprechen machen, befinden sich in Abhängigkeit von Buchhändlern und Koterien, und sehr oft ist es der Fall, daß diese Blätter von Anpreisungen schlechter und mittelmäßiger Bücher voll sind, während sehr viele gediegene Werke für die Besprechung gar nicht vorhanden zu sein scheinen.*)

Inseriert ein großer Verleger alle in seinem Verlage erscheinenden Werke in einem Blatte, so wird der Eigentümer desselben dem Buchkritiker den Auftrag geben, dieselben zu loben, und jeder Schriftsteller kann, sobald ein Buch von ihm unter der betreffenden Firma erscheint, gewiß sein, in dem betreffenden Blatte par ordre du Mufti gelobt zu werden, ebenso gewiß, wie das Konkurrenzblatt ihn so lange konsequent herunterreißen wird, bis sein Verleger die Flagge streicht und auch in diesem inseriert.**)

„Diejenigen eingehenden neuen Erscheinungen“, so äußerte sich ein Zeitungsbesitzer in einem Rundschreiben an deutsche Verleger, „werden unbedingt in erster Linie und am eingehendsten besprochen, denen zugleich der Auftrag zum Abdruck eines Inserates beigelegt ist“. Diesem deutlichen Winke mit dem Zaunpfahl war ein Schema zur Unterschrift beigelegt folgenden Wortlautes: „Herrn H. H. in Berlin zur Nachricht, daß ich der Redaktion der „S.-Zeitung“ die Novitäten meines Verlages für die Folge einsenden werde; daß ich ein für allemal den Abdruck eines viergespaltenen zwölfzeiligen Inserates bei gleichzeitigem Gratishinweis auf die erfolgte Rezension gestatte.“ —

Derartiges Geschäftsverfahren, die wachsende Zunahme des Erscheinens offenbar von Verlegern oder Autoren selbstverfaßter Bücherbesprechungen haben manche Firmen veranlaßt, den auf ihren Prospekten zum Wiederabdruck gekommenen „Urteilen der Presse“ voranzudrucken, daß dieselben „unbeeinflusst“ abgegeben seien.

„Gute und unabhängige Bücherbesprechungen“, sagt Wuttke, „werden auch heute noch geschrieben: die große Menge der Bücherbesprechungen aber entsteht auf die angegebene Weise. Es ist im ganzen und großen keine rechte Kritik mehr vorhanden, um die Auswahl des lesenden Bevölkerungsteiles gut zu richten. Und daraus sind mit der Zeit auch erhebliche Nachteile für die Verleger selbst hervorgegangen. Es gibt mehr als einen Verleger, der stutzig geworden ist über den geringen Absatz vortrefflicher Bücher, an deren Vertrieb er Hoffnungen zu knüpfen berechtigt war. Denn schon ist es dahin gekommen, daß nicht die

*) Wuttke, Die deutschen Zeitschriften, S. 56, 57.

***) Sacher-Masoch, Ueber den Wert der Kritik, S. 55.

Beschaffenheit des Buches selbst, sondern die Anstrengungen, die zu seiner Empfehlung gemacht werden, über sein buchhändlerisches Schicksal entscheiden. Das Lob des Sachkenners, einer Berühmtheit sogar, dringt nicht mehr durch; soviel wie jede andere Anzeige vom ersten besten, der von der Sache nichts Rechtes versteht, wiegt es, selten mehr. Des Erfolges ist nur sicher, wer von vielen Zeitungen besprochen wird. Achtbare und wohlgesinnte Verleger sind zu der Ueberzeugung gekommen, daß der gegenwärtige Stand dem guten Verlage schädlich ist, und daß es besser wäre, wenn eine unabhängige und maßgebende Kritik vorhanden wäre, die einzig nach dem wahren Werte der Bücher urteilte."

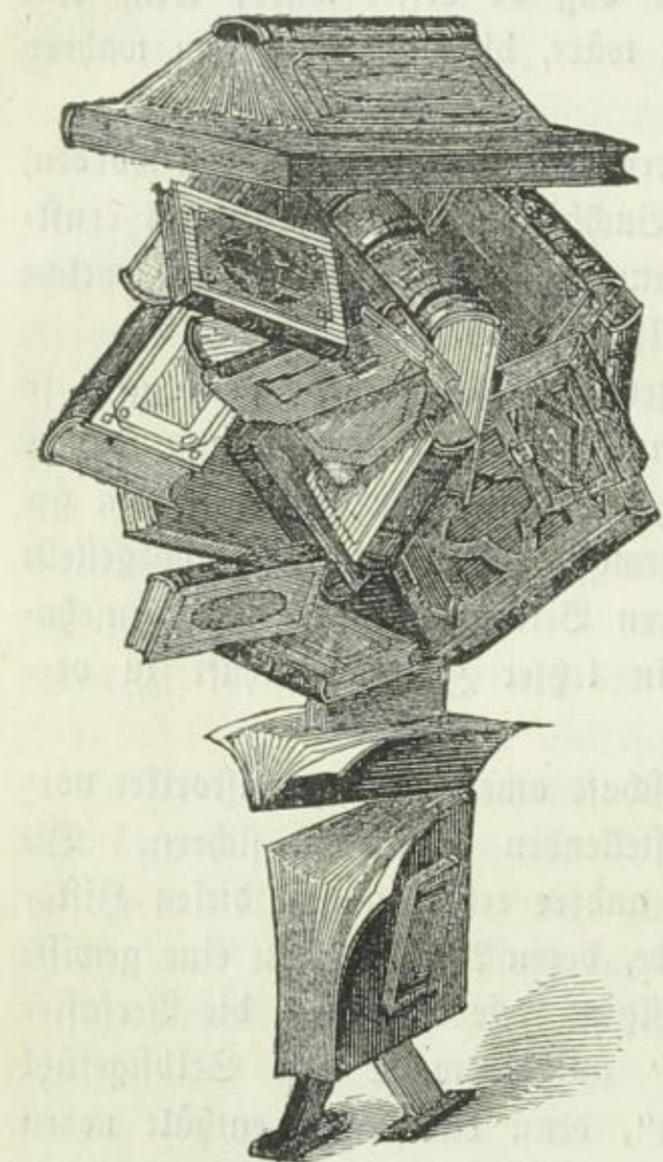
Das Bedürfnis einer solchen Kritik sei bereits so lebhaft empfunden worden, fährt Wuttke fort, daß der Börsenverein der Buchhändler schon mehrmals ernstlich über die Gründung einer großen Litteraturzeitung verhandelt habe, welche wieder die echte Beurteilung an Stelle der falschen setze.

Da Bücherbesprechungen in den Zeitungen also wenig mehr versangen, so haben einzelne Verleger versucht, mit anderen Mitteln Abonnenten und Käufer zu gewinnen. Es wurden Preisausschreibungen veranstaltet, Preisaufgaben gestellt, durch deren Lösung den Abonnenten gewisse Vorteile in Aussicht gestellt werden. Derartige Preisausschreibungen, deren Beträge mitunter ganz ansehnliche Summen ausmachen, sind namentlich in letzter Zeit massenhaft zu verzeichnen gewesen. — —

Höchst originell ist unlängst eine Gesellschaft amerikanischer Historiker vorgegangen, um ihren Werken einen zufriedenstellenden Absatz zu sichern. Die Städte Milwaukee, Chicago, Baltimore und andere erhielten von diesen Historikern Stadtchroniken, kolossal dicke Bände, deren Anblick schon eine gewisse Ehrfurcht einflößt. Diese Stadtchroniken besitzen, wie der oder die Verfasser beispielsweise der „History of Milwaukee“ im Vorworte mit Selbstgefühl hervorheben, „das Verdienst der Originalität“, denn das Werk enthält neben einer leidlich geschriebenen Chronik der Stadt, ihrer Vereine und Anstalten etwas, was bisher noch kein Geschichtsschreiber geboten, nämlich eine Sammlung von über 4000 Biographien Milwaukeeer Bürger, als da sind Senatoren, Bankiers, Postbeamte, Totengräber, Schuhmacher, Handelsleute, Schnapsbrenner, Bierbrauer, Barbier und Second-hand-dealers. Dieses Adreßbuch der um die Stadt sich verdient gemacht habenden 4000 Bürger wird durch eine Gallerie von 75 lithographierten Porträts besonders berühmter Männer illustriert, und so gewissenhaft ist die Chronik geführt, daß nicht allein der zumeist höchst unbedeutende Lebenslauf dieser berühmten Männer bis ins Detail dargelegt wird, sondern auch der der tugendfesten und ehrenhaften Geliebten. Es wird sogar stets angegeben, wie viele Kinder dem Ehebunde entsprossen sind. Der Chronist stellt sich selbst die gewiß berechtigte Frage, warum so viele Biographien verhältnismäßig obskurer Menschen in dem Werke Aufnahme fanden, aber er weiß

auch sofort eine passende Antwort auf dieselbe: „Wenn ein Bürger durch seine Unterstützung dem Verleger zu Hilfe kam, so ist er auch zu einer Erwähnung in den Blättern der Geschichte berechtigt“, und bezüglich der Kinder schlägt er jede vorwitzige Anfrage mit dem triftigen Grunde aus dem Felde: „der Junge, der mühsam seinen Schiebkarren des Weges entlang zieht, kann der hochgeehrte Präsident der Nation werden.“

Von welcher Art die Unterstützung der berühmten Bürger gewesen ist, geht gleichfalls deutlich aus der Vorrede des Werkes hervor, indem sie sagt: „daß es nahezu ein Jahr in Anspruch nahm, und daß durchschnittlich eine „Force“ von fünf- undzwanzig Mann an der Arbeit war.“ Fünfundzwanzig Mann wurden von dem Haupt-Geschichtsschreiber — dem sogenannten „Boß“ — auf Milwaukee und seine von ihrer historischen Bedeutung noch gar nichts ahnenden Bewohner losgelassen. Und diese fünfundzwanzig Mann machten dem Kneipwirt Spundloch, dem Schustermeister Knieriem in überzeugendster Weise klar, daß die Geschichte Milwaukees doch eigentlich unvollständig wäre, wenn nicht auch ihr „Lebensläufel“, der Name der geliebten Gattin aus erlauchtem Geschlecht und der lieben „Jöhren“ in dem Buche vorkämen. Sie machten auch darauf aufmerksam, daß die Nennung ihrer Namen in dem Geschichtswerke in geschäftlicher Beziehung nicht so „ohne“ sein dürfte und daß sie für den billigen Preis von zwölf Dollars (!) ein großes, dickes, schön eingebundenes Buch erhalten würden, welches



Reklamevignette eines amerikanischen Buchhändlers.

ihrem Salon zur nicht ungewöhnlichen Zierde gereichen würde.

Und siehe da, diese Spekulation auf den Größenwahn der Menschheit erwies sich als keine verfehlte: über 4000 Bürger gingen in die Falle und so konnte die „Geschichte“, vielmehr das Adreßbuch der kaum vier Dezennien alten Stadt auf 1663 Seiten anschwellen. Und nun, ziehen wir das Rechenexempel: 4000×12 Dollars ergibt 48,000 Dollars, hiervon ab die Herstellungskosten des Werkes, sehr hoch gerechnet, 8000 Dollars, bleiben 40,000 Dollars Reingewinn, ein Betrag, welcher sich natürlich noch steigern wird, wenn, wie die unternehmende Firma, die „Western Historical Company“, verheißt, auch die übrigen Städte Amerikas so mit Chroniken beglückt sein werden.



Zeitungen.

In seinem „Büchlein von der schwarzen Kunst“ gibt der Leipziger Humorist Edwin Bormann folgendes

Rezept für eine Muster-Zeitschrift.

Vor allen Dingen müßt ihr haben:

Ein Duzend Bilder, in Holz gegraben,

Ein Mandel Bignetten, zinkographiert,

Ein Prachtblatt, in Deldruck ausgeführt!

Dann laßet mir in die Schranken treten

Ein Schock verlockender Autoritäten.

Die brauchen nur alle drei Jahr was zu schreiben,

Doch müssen sie stets auf dem Titelblatt bleiben.

Jetzt schafft mir von fruchtbaren Federn zur Stelle

Ein Schnippchen Roman und zwei Häppchen Novelle.

Laßt drauf 'nen Professor in anderthalb Spalten

Der Wissenschaft tieffste Probleme entfalten.

Auch darf man das Koloniale nicht missen,

Drum schnell, eh' sie wieder wo anders hissen!

Zwei Rätsel, 'nen Rebus, 'ne Schachpartie,

Einen Witz (aber fragt mich nur nicht wie!)

Hurra! einen scheckigen Umschlag drum . . .

Jetzt abonniere, Publikum!

Da hätten wir das Rezept für die Muster-Zeitschrift! Nur der Titel fehlt noch, unter dem die neue Schöpfung seine Wanderschaft „Ueber Land und Meer“ antreten soll. Traut, verlockend, anheimelnd muß dieser Titel sein, soll doch das „Neue Blatt“ ein „Buch für Alle“, ein „Familienjournal“, ein „Hausfreund“ werden, mit dem man gern im Winter am warmen Ofen im trauten „Daheim“, im Sommer in der schattigen „Gartenlaube“ manche schönen Stunden verplaudert.

Titel hätten wir. Gelingt es nun, einen hervorragenden beliebten Schriftsteller zu bewegen, sich als Herausgeber des Blattes nennen zu lassen, so ist auch das ein Gewinn und wird sicherlich die neue Schöpfung in die Höhe bringen, wenn auch dieser Herausgeber in Wirklichkeit mit dem Blatte durchaus nichts zu thun hat. Hackländer war wohl der erste, der seinen Namen, selbstverständlich gegen ein Honorar, hergab, um einem Blatte („Ueber Land und Meer“) einen Ruf zu verschaffen! Seinem Beispiele sind noch mehrere andere Schriftsteller gefolgt bis in die allerjüngste Zeit.

Nun die Autorenliste!

Friedrich Bodenstedt, Spielhagen, Paul Heyse, Gustav Freytag und Georg Ebers müssen zum mindesten darunter sein, wie in dem Verzeichniß der Künstler die Namen Andreas Achenbach, Benjamin Bautier, Ludwig Knaut, Grünner und Defregger nicht fehlen dürfen, wenn auch von allen Genannten nicht einer jemals dazu kommen wird, einen Beitrag zu liefern.

Und nun wird der Prospekt frisch und fröhlich in Massen unter das Publikum geschleudert. „Das Blatt soll eine herrliche Vereinigung der größten, besten und begabtesten Geister aller Nationen und Konfessionen sein, von New-York bis Moskau, von Stockholm bis Athen! Die Haltung des Organs, dieses neutralen Bodens, auf dem keine Interessen gelten als jene der ganzen Menschheit, auf dem sich die bedeutendsten Geister aller Richtungen offen und ehrlich, aber stets würdevoll gegeneinander aussprechen sollen, wird stets eine entschiedene aber vornehme sein. Mögen andere in der Tiefe, wo die finsternen, brutalen Naturgewalten herrschen, sich in Haß und Neid bekämpfen, begeistern und zerfleischen, wir wollen mit unseren Freunden stets oben weilen, auf der Höhe, wo das Licht wohnt.*)

Mit diesen gewiß edlen Vorsätzen tritt das Journal ins Leben, „in kürzester Zeit ist es“, wie spätere Prospekte besagen, „für jede auf Bildung Anspruch machende Person eine absolute Notwendigkeit geworden, eine anerkannte Institution des geistigen Lebens in Deutschland“, ein „repräsentatives Organ der gesamten deutschen Kulturbestrebungen“.**) Daß es sich ferner rühmt, das „vielseitigste, amüsanteste, verbreitetste und billigste Familienblatt zu sein, der wahre Sorgenbrecher für alle und für jeden, ein unerschöpflicher Born spannendster Unterhaltung und gediegenster Belehrung“, ist ganz selbstverständlich, sollen ja doch, wieder dem Prospekt zufolge: „kostbare Kunstblätter, zahlreiche Beilagen, Spiele, Kalender, statistische Tafeln, Musikstücke, praktische Mitteilungen für alle Fälle und Lagen des Lebens,

*) Wörtlich einem Prospekte der im Jahre 1885 eingegangenen Monatschrift „Auf der Höhe“ entnommen.

**) Prospekte der „Deutschen Rundschau“ und des „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes“.

abgeschlossene Erzählungen fast in jedem Hefte, das Beste aus allen Gebieten und — last but not least — ein witzsprudelnder Briefkasten" (!)* dem Leser geboten werden.

Fangen wir zunächst einmal beim Ende an und sehen, wie es mit dem „witzsprudelnden Briefkasten“ beschaffen ist.

Zu allen Zeiten ist diese Korrespondenz mit dem Publikum eine Hauptreklame der Verleger gewesen, sodaß einzelne Blätter derselben mehrere Spalten widmen. Zum Teil enthält der Briefkasten Antworten auf allerlei wissenschaftliche und dergleichen Fragen, Beurteilungen eingesandter Handschriften und Photographien, dann folgen Ratschläge aller Art über die Kultur des Bartes, über die Vertreibung von Hühneraugen, Sommersprossen und übermäßig rote Nasen, vor allem aber werden auch Liebesangelegenheiten behandelt. Daß eine Unmasse solcher Antworten auf fingierte, von der Redaktion selbst erfundene Anfragen gegeben werden, dürfte manchem unglaublich erscheinen, ist aber eine in der Schriftstellerwelt allgemein bekannte Thatsache.

Eine große Anzahl von Blättern, namentlich englische, auch einige deutsche dritten Ranges, leben von dieser Korrespondenz, denn Tausende von Abonnenten halten die Blätter nur dieses Reizmittels halber. Wir lassen einige Proben dieses Reizmittels folgen, wie wir sie aus einer Unmasse uns vorliegender gerade herausgreifen:

Oberst N. Wir glauben nicht an die Theorie, daß ein Mann oder eine Frau nicht zum zweitenmale lieben könne. Die wahre Liebe ist ein Gefühl, das durch die Umstände geleitet wird, und kann ebenso rein und glühend beim zweiten als beim erstenmale sein.

Margaretha. Im allgemeinen ist es richtig, daß eine Tochter ihren Eltern gehorchen soll, aber es könnte ein Fall eintreten — und solche Fälle treten oft ein — in dem sie völlig berechtigt sein würde, von ihnen im Denken und Handeln abzuweichen.

O. F. Bernburg. Es gibt kein Mittel gegen krumme Beine, wenn die betreffende Person bereits die Grenze der Kindheit überschritten hat.

Erika im Siebengebirge. Denkt Ihr Erwählter wirklich so? Eine größere Entwürdigung kann einem Mädchen doch nicht werden, als wenn es wegen seines Geldes geheiratet wird.

Sandpomeranze in L. Ein Mittel gegen „permanentes inneres Knurren?“ Schnüren Sie sich nicht so fest, und speisen Sie nur in kleinen Portionen. Wirds dann nicht anders, so konsultieren Sie einen Arzt.

Das ist der „witzsprudelnde Briefkasten“.

In England existierten und existieren noch eine ganze Zahl von Penny-

*) Prospekt von „Vom Fels zum Meer.“

und Haltpenny-Blättern*), die, um Abonnenten zu ködern, geradezu eine „matrimonial column“, eine „Heiratsvermittlungsspalte“ errichtet haben und Absatz und Popularität vorwiegend dieser Schöpfung verdanken. Einer dieser Spalten entnehmen wir folgende Notizen:

Bess und Kelly — zwei Schwestern — haben zusammen 50 Pfd. St. jährlich für ihr ganzes Leben; Bess ist fünfundzwanzig Jahre alt, hat schwarze Haare und Augen, ist groß, Kelly, braunes Haar; blaue Augen, einundzwanzig Jahre alt. Sie würden Herren vorziehen, die älter als sie selbst sind.Adr. N. Y. Postamt Bath.

William Russell bedarf einer Lebensgefährtin, ist 58 1/2“ groß, dunkel, sieht stattlich aus, zweiundzwanzig Jahre alt, nimmt 150 Pfd. St. jährlich ein. Er möchte gerne eine schöne, guterzogene junge Dame zur Frau haben. Auf Vermögen kommt es nicht an. Adresse mit Visitenkarte, W. R. Postamt Dorking, Surrey.

Eily O'Connor glaubt, daß Alfred Carl Stuart ihr vortrefflich zusagen wird, da sie nur jemand begehrt, der sie liebt und sie vollkommen glücklich macht. Wenn Alfred Carl Stuart wirklich glaubt, daß auch sie für ihn paßt, so wird es ihr großes Vergnügen machen, mehr von ihm zu hören.

Bessie Lewis möchte entweder einen Landoffizier oder einen Juristen heiraten. Sie ist siebzehn Jahre alt, hat dunkles Haar und dunkle Augen und ist sehr hübsch (wie ihr Spiegel und ihre Freunde sie versichern). Der Mann ihrer Wahl muß entweder ein Engländer oder ein Irländer sein — das letztere würde sie vorziehen.

Das „Half-Penny-Journal“ veröffentlicht fast stets eine lange Liste der wünschenswertesten Houris zur Auswahl. Sie sind fast alle vollkommen, und eine derselben, welche sich „Madoline“ unterzeichnet, ist noch dazu sehr aufrichtig; denn sie sagt: „Ich habe ein Gesicht, das bei Nacht am besten aussieht und ich bin eine große Freundin von Gesellschaften und Vergnügungen.“ Eine andere, welche unter dem dultigen Namen „Schneeglöckchen von Monmouth“ schreibt, erklärt, daß „sie ebensosehr im Salon wie in der Küche zu Hause ist“ — und hieran zu zweifeln wäre unhöflich. Noch eine andere der Sirenen singt einen keineswegs bezaubernden Gesang: „Ich bin 26 Jahre alt, hochgewachsen, mit hellem Haar und blauen Augen, ich habe ein Herz an irgend welche Person zu vergeben, welche es für der Mühe wert halten sollte, auf diese Anfrage zu antworten; am liebsten würde ich einen zartfühlenden Arbeiter haben, da ich selbst gewohnt bin für meinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Ich bin durchaus nicht hübsch und ziemlich bleich.“ Große Nachfrage scheint nach „hochgewachsenen Gentlemen“ zu sein, und es ist gewöhnlich eine unerläßliche Bedingung,

*) All the year round; Chambers Journal; Guide to literature; Half-penny Miscellany London Reader; Cottage Journal; Reynold's Miscellanies; Family Herald u. a.

daß der ersehnte Liebhaber zu einem Freiwilligen-Korps gehöre. Schnurrbärte werden als wünschenswert betrachtet und gewinnen immer den Vorzug. In einigen Fällen scheinen die durch diese Korrespondenz vermittelten Zusammenkünfte kein sehr befriedigendes Resultat zu liefern. Wenigstens läßt die Antwort, welche eine Korrespondentin in dem erwähnten Blatte erhält, auf so etwas schließen, denn sie endet mit dem bezeichnenden Rate: „Wenden Sie sich an einen Detektiv (Mitglied der geheimen Polizei), um den Aufenthalt Ihres Bezauberers aufzufinden.“

Die Kaltblütigkeit, womit ein solcher Herausgeber seine Hand bietet, um ganz unbekannte Personen zusammen zu bringen, ist erstaunlich. Der Gedanke an das namenlose Elend, das er durch derartige Heiraten in vielen Fällen vermitteln muß, scheint ihn keinen Augenblick in der Erfüllung seiner selbstübernommenen delikaten Pflichten zu stören.

Von wohlunterrichteten Leuten ist versichert worden, daß hunderte von Ehen auf diesem Wege geschlossen werden, wobei die Herausgeber noch ihren besonderen Profit machen, Ehen, von deren weiterem Verlaufe dann meistens die unendlich zahlreichen Scheidungsprozesse und die Ehebruchsgeschichten zeugen. Daß sich die Redaktionen öffentlicher Blätter in dieser Weise direkt zu Heirats-Agenturen hergeben, ist bisher nur in England erfolgreich gewesen. —

In den 50er Jahren wurde es Sitte, den Abonnenten auf größere Lieferungswerke sogenannte „Prämien“ (Stahlstiche, Prachtwerke oder dergl.) in Aussicht zu stellen, eine Sitte, die immer mehr eingerissen und die sogar von einzelnen größeren illustrierten Zeitschriften adoptiert worden ist. Im Jahre 1869 knüpfte die Hallbergersche Buchhandlung an die Abnahme ihrer Zeitschriften, worunter „Ueber Land und Meer“, sogar eine Geldlotterie, indem sie unter den Abnehmern Staatspapiere und Anlehensloose auspielte.

Der Pariser „Figaro“ bot im Jahre 1886 seinen Abonnenten gleichfalls eine eigentümliche Belohnung an. Das Blatt hatte mit einem der ersten Photographen, Namens M. G. Maurice, das Uebereinkommen getroffen, daß jeder, welcher sich als Abonnent des „Figaro“ auszuweisen vermochte, im Atelier Maurice gratis photographiert wurde.

Der Herausgeber eines kleinen Blättchens in München kam kürzlich auf den pfißigen Einfall, sein 2 Tage altes Unternehmen durch ein Bierversprechen zugkräftig zu gestalten. Der Schlauberger versprach nämlich in seiner Abonnements-einladung 10 Fässer ausgezeichnetes Pischorrbräubier in folgender Weise. Am 22. Januar 1887 wird in den Text des neuen Blättchens in zehn Exemplare der Satz hineingedruckt werden: „Inhaber dieses Blattes bekommt ein Faß Bier.“ Diese zehn Exemplare werden unter die anderen hineingemischt, und wer dann ein solches Blatt erhält, braucht dasselbe nur an die Redaktion einzusenden und er bekommt dann sofort ein Faß Bier zugeschickt.

Der Verleger der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer“ setzte, um Abonnenten

zu gewinnen, drei verschiedene Medaillen aus, goldene, silberne und bronzene. Derjenige nun, welcher der Zeitschrift 50 neue Abonnenten zuführte, erhielt als Belohnung und Anerkennung eine goldene Medaille, wer 25 Subskriptionen sammelte, eine silberne, wer 10 Abonnenten warb, eine bronzene Medaille.

Zu dem Mittel, durch Absonderlichkeiten die Aufmerksamkeit auf ihr Blatt zu lenken und Leser heranzuziehen, greift auch stets die Parteisucht gerne. So lassen die Sozialdemokraten ihre Organe und Publikationen mit Vorliebe auf blutrotem Papiere oder in blutroter Schrift erscheinen, auch geben sie diesen ihren Schriften absonderliche, auffällige Titel mit. Als das Ungeheuerlichste, was in diesem Sinne geleistet worden ist, ein Kuriosum in optima forma, war das Blatt des Kommunisten Blanqui, welches sich nannte: „Ni dieu, ni maître“. In Berlin erschien „Der Bauernfänger“, der die Dummen gescheiter machen wollte, in Dresden „Der Schlipps“, welcher in seinem Programme bekannt machte, daß er schonungslos gegen Betrüger und Schwindler vorgehen werde, schließlich aber wegen Schwindeleien und Erpressungsversuchen selbst unliebsame Bekanntschaft mit den Behörden machte. In Paris erscheint seit vergangenem Jahre das Blatt „La Revanche“, ein unsauberer Spekulationsideen entsprungenes Heißblatt, welches sich mit allen Mitteln der Reklame Eingang und Absatz unter der Pariser Bevölkerung zu verschaffen suchte.

Vom frühen Morgen bis gegen Mitternacht fuhren große Wagen in den Pariser Straßen umher, welche durch riesige Plakate in französischen und russischen (!) Farben das Erscheinen der „Revanche“ ankündigten. Auf jedem Wagen wehten auch französische und russische Fahnen; letztere sollten wahrscheinlich den neugierigen Boulevard-Bummelern weismachen, daß hinter dem neuen Racheblatt die russische Regierung stecke und daß von den Franzosen so lange ersehnte Bündnis mit Rußland in vollem Anzuge sei. Ueberdies befanden sich auf jedem Wagen zwei bis drei robuste Blousenmänner, welche mit Stentorstimme in die sich herandrängende johlende Menge unaufhörlich die Worte schrien: „Le grand journal patriotique: La Revanche! Notre programme c'est la guerre! La guerre à outrance! Vive la France!“ — Auf einem besonders großen, phantastisch geschmückten Wagen, der über die Boulevards fuhr, hatte auch der Karikaturen-Zeichner Alfred Le Petit sein wanderndes Atelier aufgeschlagen, aus dem er die gemeinsten Fragen und schmutzigsten Bilder, natürlich alle auf Preußen und Deutschland bezüglich, unter den sich nachdrängenden und wild durcheinander schreienden Pöbel warf. Wie man sieht, fehlte nur die Trompete und die Trommel, um das Ganze zu einer wandernden Jahrmarktsbude zu machen.

Während der allzeit skandalsüchtige Pariser Pöbel sich in Massen um die Reklame-Wagen der „Revanche“ sammelte, diesen unter unaufhörlichem Beifallsgeschrei durch die Straßen das Geleite gab und so, trotz der Bemühungen der Polizei, den Verkehr unmöglich machte, gab es aber auch Leute, die mit ihrer

Empörung über dieses widerliche Treiben nicht zurückhielten. Man hörte selbst die Rufe: „Mais ces sont des agents provocateurs!“ „C'est une honte pour Paris!“ Ja in der Rue Caumartin wurde sogar ein Wagen von einer Gruppe entrüsteter Personen angehalten, was zu einem großen Lärm führte, dem die Polizei ein Ende machen mußte. —

Kürzlich sahen in Paris die zahllosen Spaziergänger, die auf den großen Boulevards den schönen, sonnigen Herbstsonntagnachmittag genossen, einen Zug von etwa 50 Sandwichmännern, die nicht den gewohnten Anblick trübselig hinschleichender, stumpfer Kopfhänger boten, sondern allesamt von einer unbändigen Lustigkeit erfaßt zu sein schienen. Jeder hielt ein Blatt in der Hand, in dem er las oder zu lesen vorgab, und drückte auf die mannigfaltigste Weise das größte Ergötzen aus. Der eine blieb alle paar Schritte stehen, warf den Kopf zurück und hielt sich die Seiten vor Lachen, der andere krümmte sich, von einem lautlosen Gelächter geschüttelt, und schlug sich mit der Hand immerzu klatschend auf die Schenkel, der dritte machte Luftsprünge und hob beide Hände wie außer sich in die Höhe, und so, mit beständiger Abwechslung, die ganze Reihe der 50 entlang. Was bedeutete das? Waren die Leute plötzlich verrückt geworden? Hatten sie Lachgas geatmet? Nein. Die Sache war viel einfacher. Wie ein Blick auf ihre Anzeigetafeln lehrte, waren sie dafür bezahlt, die Aufmerksamkeit des Publikums auf ein neues Witzblatt zu lenken, und ihre Auftraggeber hatten den Einfall gehabt, die großartig erheiternde Wirkung ihrer Zeitung durch die Sandwichmänner mimisch darstellen zu lassen. Hoffentlich bekamen diese für ihre schauspielerische Extraleistung auch mehr als den üblichen Franken, der in Paris die gewöhnliche Löhnung des Zweckbummelns eines solchen Sandwichmannes ist.

Fast alle Unterhaltungsblätter bestreben sich neuerdings, durch gute Illustrationen zu bestechen, sie müssen solche bringen, wenn sie gekauft werden sollen. Sehr viele Redaktionen legen augenblicklich auf die Abbildungen das Hauptgewicht, da sie dadurch die Restaurateure als Abonnenten heranziehen, welche den Gästen, die flüchtig einen Schoppen trinken, auf diese Weise eine Unterhaltung gewähren. Es ist eine längst beobachtete Thatsache, daß man, wenn ein Gast eine Restauration betritt, denselben immer zuerst nach illustrierten Journalen greifen sieht. Nur wer sich länger daselbst niederläßt, langt nach den politischen Blättern.

Diese Beobachtung hat die großen illustrierten Blätter zu den Bestrebungen geführt, entweder durch gute Illustrationen zu wirken oder aber, wo es sich um die Illustration von Zeitereignissen handelt, durch möglichst schnelle Beschaffung authentischer Bilder Aufsehen zu erregen. Die schnelle Beschaffung der Bilder wird durch Entsendung eigener „Spezialartisten“ erreicht, deren Mission es ist, die Zeitereignisse, wie Manöver, Schlachten, Trauungen, Einzugsfeierlichkeiten, Ausstellungsfeierlichkeiten u. s. w. u. s. w. bildlich festzuhalten und diese Bilder

6*

mit schnellster Gelegenheit der Redaktion zu übermitteln. Heute hat fast jedes große, auf Bedeutung Anspruch erhebende Blatt seine gelegentlichen „Spezialartisten“, namentlich leisten die „London News“ und „Graphic“, beide in England, sowie „Harpers Weekly“ in Amerika Hervorragendes in der schnellen Herbeischaffung authentischer Abbildungen von Zeitereignissen. Im Vergleich zu diesen Unternehmungen sind deutsche Blätter noch ungleich weniger thatkräftig und unternehmungslustig, man hilft sich vielfach mit Photographieen oder bezieht Klischees der genannten englischen Zeitschriften. Zur Entsendung von Spezialartisten auf so große Entfernungen, wie dies die genannten englischen Journale häufiger thun, hat sich unseres Wissens eine deutsche Zeitschrift aus eigenem Antriebe noch nicht ein Mal verstiegen, obwohl manche Ereignisse der letzten Zeit, wie z. B. die Annexion von Angra-Bequena, Kamerun, Vituland und Neu-Guinea, sowie auch die erste Fahrt der deutschen Subventionsdampfer nach China und Australien dazu genugsam Anlaß und gewiß auch die interessantesten Aufgaben in Fülle geboten hätten.

Man begnügte sich zumeist mit der Reproduktion sehr mittelmäßiger Photographieen, oder brachte Jahrzehnte alte Klischees zum zweitenmale zum Abdruck oder schuf auch aus dem vorhandenen geringen Materiale direkte Phantasiegebilde. Wirkliche authentische Illustrationen und Neuaufnahmen kamen verhältnismäßig erst spät zum Abdruck.

In den vierziger, fünfziger und sogar noch in den sechziger Jahren suchten illustrierte Blätter zweiten und dritten Ranges vielfach durch betrügerische Manipulationen, durch vollständig erfundene, angeblich aber nach der Natur aufgenommene Illustrationen Sensation zu machen. Ein regelrechter Illustrationsschwindel wurde betrieben, namentlich tüschte man höchst unverfroren vor Dezennien angefertigte und gedruckte Schlachtenbilder wiederum als die „neuesten, von den Spezialartisten eigens für das Blatt aufgenommenen Gefechtszenen“ auf.

Grobe Betrügereien ließ sich in dieser Hinsicht die „Illustrated-Weekly-News“ zu schulden kommen, indem sie z. B. Holzschnitte, die aus der Zeit des spanisch-marokkanischen Krieges herrührten und die deutlich die eigentümliche Form der spanischen Militär-Kopfbedeckung, sowie die flatternden Burnusse der Beduinen zeigten, als authentische Darstellungen der Gefechte der französischen und mexikanischen Truppen zum Abdruck brachte. Alte Illustrationen von italienischen Scharmützeln wurden zum zweitenmale als Szenen aus dem nordamerikanischen Bürgerkriege reproduziert; das Einzugsbild des Königs von Preußen in Berlin wurde dazu benutzt, um die Abreise der Prinzessin Alexandra von Dänemark aus Kopenhagen zu illustrieren. Derartige Schwindeleien kamen auch seitens einiger deutschen Verleger vor, nur daß diese insofern den schamlosen Betrug wenigstens zu bemänteln suchten, indem sie die auffälligsten Stücke der Holzschnitte heraussägen und an deren Stelle neue einsetzen ließen, auf denen dann die mit den richtigen Kopfbedeckungen versehenen Köpfe der Soldaten

neu gezeichnet wurden. Ob die anderen Bestandteile der Uniform übereinstimmten, darauf kam es weniger an, und so kann man auf manchen Schlachtenbildern aus jener Zeit preussische Truppen mit Zouavenhosen, französische Soldaten mit Bersaglierschützen angethan sehen.

Derartigem Illustrationschwandel ist durch die Bestrebungen der besseren Journale endgültig ein Ziel gesetzt worden. —

Welche Dimensionen diese Bestrebungen, authentische Illustrationen zu liefern, annehmen, geht aus folgender Thatsache hervor.

In einer großen amerikanischen Zeitung sind die Reporter mit Augenblicks-Apparaten ausgerüstet und machen von ihnen geeignet scheinenden Objekten oder Situationen Aufnahmen. Im Geschäft selbst ist ein Photograph angestellt, welcher die sensitiven Platten entwickelt, sobald sie ankommen. In noch nassem Zustande werden sie dann in eine Laterna-magika plaziert und ein Negativbild auf ein großes Blatt Papier geworfen, das auf einem Tische befestigt ist. Ein Künstler zeichnet alle lichten Partien, also diejenigen, welche später in schwarzen Linien erscheinen sollen, rasch nach, führt die Skizze dann vollständig aus, und von diesem Bilde in großem Maßstabe werden schließlich durch das gewöhnliche Photogravurverfahren druckfertige Klischees gewonnen.

Wie niedrig stehende Blätter, die ihr Publikum in den untersten, rohesten Volksklassen suchen, durch sinnlich lockende Bilder, Mordscenen und Liebesabenteuer zu ködern suchen, so auch durch ihre Erzählungen, an denen schon die Titel charakteristisch genug sind. Da sind die bekannten, auch in Buchform zur Ausgabe gelangenden Sensationsromane: „Die Nihilisten“; „Der Sträfling“; „Der Seelenverkäufer von Frankfurt“; „Das Basiliskenauge“; „Das ermordete Ehe-weib oder der Geist der alten Ruine“; „Der verjagte Schurke“, von dem Verfasser des „Vergifteten Weibes“ u. s. w.

Mit den Titeln aber wird noch nicht die genügende Anzahl von Lesern gewonnen, und so müssen noch andere Mittel herhalten. Die Reklame ist darin wahrhaft erfinderisch. So erließ eine bekannte Zeitungsredaktion an der Spitze ihres Blattes folgende Mitteilung: „Gestern gegen Abend wurde unser geehrtes Redaktionsmitglied Herr Nicol, der Autor des in unserer Zeitung soeben zum Abdruck gelangenden Sensationsromans: ‚Der Raub des Anatomen‘, in der Nähe seiner Wohnung von einer Anzahl eleganter Herren und Damen überfallen und ernstlich bedroht, wenn er nicht über die weitere Entwicklung und Lösung dieses sensationellen Romans Auskünfte geben wolle. Herr Nicol besitzt glücklicherweise Körperkräfte genug, um einen solchen Ueberfall zurückzuweisen, was ihm auch endlich gelang. So schmeichelhaft für ihn und uns das Interesse ist, welches die epochemachende Erzählung ‚Der Raub des Anatomen‘ erregt, so können wir doch nicht umhin, derartige Vorkommnisse als tief beklagenswert zu kennzeichnen. Wir knüpfen hieran nochmals die Versicherung, daß wir unter keiner Bedingung — und selbst Drohungen gegenüber — zu privaten vor-

zeitigen Auskünften über den Schluß des farbenprächtigen Meisterwerks ‚Der Raub des Anatomen‘ zu bewegen sein werden.“ (Folgt eine Abonnements-Einladung.)

Ein angesehenes deutsches Wochenblatt bediente sich kürzlich einer ähnlichen Reklame, indem es folgende Notiz geschickt in die Tageszeitungen lanzierte:

„Der letzte Wunsch einer Sterbenden.

Die Redaktion des Familienblattes erhielt in der vergangenen Woche folgende Zuschrift: „Hochgeehrte Redaktion! Wie Sie wissen, bin ich seit langen Jahren eine treue Abonnentin Ihres geschätzten Blattes und habe den Fortgang Ihres neuesten Romanes mit stets wachsendem Interesse verfolgt. Von einem unheilbaren Leiden heimgesucht, ist es mir nicht vergönnt, das Ende dieser überaus spannenden Dichtung zu erleben, denn meine Tage sind gezählt. Und doch möchte ich nicht scheiden, ohne über das Schicksal unserer Helden unterrichtet zu sein. Sie würden einer Sterbenden die letzten Tage um ein Vieles verschönen, wenn Sie die Freundlichkeit hätten, mir einige Korrekturbogen, oder eine Abschrift des Manuskriptes oder vielleicht dieses selber für ganz kurze Zeit zuzustellen. Hoffend, daß eine hochlöbliche Redaktion dieser Bitte entsprechen wolle, zeichne

Natalie N.“

Gleichfalls eine Reklame war das Heiratsgesuch, in welchem eine Dame gesucht wurde, die der Heldin eines bestimmten Romanes in „Auf der Höhe“ zu gleichen hätte.

Klappern gehört eben zum Handwerk, und so findet man überall die Ankündigungen, daß die „Abendpost“ oder das „Tageblatt“ die „größte, verbreitetste, interessanteste und beliebteste Zeitung des ganzen Staates“ sei und „eine doppelt so große Zirkulation als alle anderen Blätter der Stadt zusammen genommen“ habe. Mitunter lassen sich dies einige Blätter sogar gerichtlich, d. h. durch einen Rechtsanwalt, bescheinigen.

Auf der Höhe der Situation befindet sich unstreitig der Herausgeber der Zeitung in Kokomo bei Leadville (Kolorado), der seiner 11,860 Fuß über dem Meeresspiegel gedruckten Zeitung in Fettschrift die Bemerkung an den Kopf setzte: „Published at a higher altitude than any other paper in the world.“

Gesunden Humor besaß auch der Herausgeber eines amerikanischen Witzblattes, welcher öffentlich anzeigte, daß sein Blatt diesmal nicht so sauber gedruckt sei wie sonst, weil sich beim Druck die Walzen der Maschine vor Lachen gekrümmt hätten.

Ein anderer amerikanischer Zeitungsbesitzer versah 150 Jungen mit roten Flanellhemden und roten Mützen, und mußten diese Jungen sein Abendblatt einem jeden Straßengänger aufdrängen, eine Idee, die in der Folge von vielen amerikanischen und englischen Zeitungen nachgeahmt wurde und Tausenden von Straßensoldaten Verdienstquellen eröffnet hat.

Gewisse Zeitungsredakteure suchen durch eine eigentümliche Sprache, mitunter

sogar durch ihre Grobheit Aufsehen und Reklame zumachen. So hat sich vor allen durch seine handgreiflichen Grobheiten der Redakteur des „Bayrischen Vaterland“, Dr. Sigl, berühmt und berüchtigt gemacht.

Was aber wollen die bittersten Ergüsse, die schärfsten Stiche derartiger europäischer Preßmänner gegen die Leistungen ihrer transatlantischen, speziell ihrer Kollegen im fernen Westen bedeuten! Es ist eitel Honigseim, eitel Liebkosung und Samthandschuhstreicheln im Vergleich zu den amerikanischen Attacken. Das Verikon der amerikanischen Redakteure ist unerschöpflich für derartige Ausfälle und Scharmützel, in denen die Leser dieser Blätter ihr Ergötzen finden. Namentlich ungeheuerliche Thaten kommen zu Tage, wenn es gilt, ein feindliches Blatt, einen gegnerischen Redakteur zu bekriegen, wie etwa „den gemeinen Hund Kapitän Taylor, der das lumpige Zweicentblatt drüben über der Straße herausgibt.“ Einige Proben solcher Freundlichkeiten mögen genügen, darzuthun, welche Rolle das persönliche Element in der amerikanischen Tagespresse spielt. So urteilt der Herausgeber eines westlichen Blattes über einen Kollegen: „Der Kerl ist seines Zeichens nichts als ein Bummler. Er spielt mit der Politik, gerade wie er mit falschen Karten spielt oder jemandem die Kehle abschneiden würde, um im Monte (einem bekannten mexikanischen Hazardspiele) zu gewinnen. Sein Gehirn sitzt ihm hinter den Ohren und sein Gesicht ist bloß ein konvexer Fleischklumpen, in welchem stets wenigstens das eine Auge von der letzten Balgerei her noch das schwarze Trauerkleid trägt. Sein Geld vergeudet er mit zweideutigen Weibern, und er macht es sich zur besonderen Ehre, niemals seine Schulden zu bezahlen. Oeffentliche Aemter nimmt er nur an, um Staat und Publikum zu bestehlen, und er ist ehrlich bloß so lange, wie es besser lohnt als die Schurkerei.“

Ein texanisches Blatt schrieb in grimmiger Fehde gegen die Redaktion eines andern: „Letzte Woche führte die Gattin unseres geehrten Zeitgenossen vom „Argus“ ihr neues Reitkleid auf den Straßen von Crosbyville spazieren. Bezahlt ist es jedenfalls noch nicht. Reiten kann sie auch nicht besonders. Das neue Reitkleid ist nicht so übel und recht modern; dahingegen gab sie durch ihre alte Mode, auf dem Sattel herumzuhopsen, als gälte es, ein zähes Steak mürbe zu reiten, reichlichen Stoff zu allerlei mehr oder minder zarten Scherzen. Trotz alledem kann sie übrigens besser reiten, als ihr jämmerlicher Kerl von Mann eine Zeitung zu redigieren versteht!“

Der Herausgeber eines anderen Blattes ruft über seinen gegnerischen Kollegen mit Entrüstung aus: „Wahrhaftig, eine gekochte Mohrrübe wird eher die Alpen durchbohren, als ein einziger Funke gesunden Menschenverstandes durch den dicken Hirnkasten eines gewissen Redakteurs zu dringen vermag.“

Der Leiter eines anderen westlichen Blattes wirft seinem Gegner folgende Injurie an den Kopf: „Mr. Prentice ist ein Erzlügner, und wir werden ihm dies ins Gesicht sagen, wann und wo wir ihm immer begegnen.“

Hierauf erwidert der also Angegriffene in der nächsten Nummer seines Organes: „So meinen Sie, Mr. Smith? Zur selben Zeit, wo Sie Ihren Vortrag ausführen, wird ein Leichenbegängnis notwendig werden und die Familie Smith als Hauptleidtragende dabei fungieren“. Das läßt wenigstens an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Derartige „Deutlichkeiten“ sind amerikanischen Blättern sehr oft die Mittel, mit denen sie Leser heranziehen, aus der Mehrzahl der amerikanischen Blätter spricht das Bestreben, originell, sensationell zu sein.

Eine ähnliche Sensationsjucht grassierte bereits unter den Zeitungsschreibern des 16. Jahrhunderts. Mit Spannendem, Ungeheuerlichem, noch nie Dagewesenem suchte man Reklame zu machen, man versiel, um Aufsehen zu erregen, auf das Erfinden von Sensationsnachrichten. Dieses Reizmittel wird schon von dem Satiriker Fischart und von Philander von Sittenwald in dem 6. und 7. seiner „Gesichte“ (Straßburg 1642) gegeißelt, also bereits zu einer Zeit, wo das Lügen noch nicht privilegiert war. Wie ungeniert man in dieser Hinsicht mitunter heute verfährt, beweist das Programm, welches eine Illinois-Zeitung ihren Lesern mit folgenden Worten verspricht: „Wir werden uns bemühen, die sensationellsten und unerhörtesten Details über schreckliche Mordthaten und Selbstmorde zu berichten, ebenso werden wir den Kirchenfesten und den kirchlichen Stiftungen sowie den Vorkommnissen in den Sonntagschulen die genaueste Aufmerksamkeit schenken. Unsere Lokalberichterstatter werden nach der Sonntagschule getreulich noch 17 Meilen wandern, um unsere Leser mit der Schilderung einer Preisboxerei erfreuen zu können. Gleiche Berücksichtigung werden sie den Leichenbegängnissen und allen anderen traurigen Vorkommnissen widmen. Ueber Pferderennen, Hochzeiten und Regattafahrten wird im höchsten Stile der Reporterkunst berichtet werden. Auch werden wir unermüdlich sein, pikante häusliche Szenen und eheliche Zerwürfnisse aufzustöbern; über Polizeirapporte und über Predigten werden wir in einer Weise Bericht erstatten, die geeignet ist, die Gefangenen, den Magistrat und die Priester in Erstaunen zu versetzen.“*)

„Sensation“ zu machen, das ist in der That das Ideal der amerikanischen Zeitung, des amerikanischen Reporters. Wenn es gilt, etwas Interessantes zu

*) Daß deutsche Unternehmungen anfangen, solchen amerikanischen Vorbildern getreulich nachzuahmen, bekundet ein zum Schluß des Jahres 1886 versandtes Zirkular der für Zeitungen bestimmten „Grothe'schen Correspondenz“ in Berlin, in welchem zum Abonnement eingeladen wird. Am Schlusse heißt es: „Nekrologe werden entweder sofort als Extrablatt versandt, oder, wie uns dies häufig durch unsere vorzüglichen Informationen gelungen ist, bereits einige Tage vor dem Tode der betr. Persönlichkeit.“ — Alles Mögliche und beinahe mehr als das! — In Leipzig lebte bis vor einigen Jahren ein Dr. S n, dem nachgesagt wurde, daß er die Nekrologe aller noch lebenden bedeutenderen Männer soweit fertig in seinem Pulte liegen habe, daß es beim thatsächlichen Absterben eines dieser Männer nur noch der Zufügung des Todesjahres und =Tages bedürfe, um den entsprechenden Artikel druckfertig sofort an irgend eine Redaktion senden zu können.

erfahren, so ist eine amerikanische Zeitung vor Kosten, und seien sie noch so bedeutend, noch nie zurückgeschreckt. Spezialberichterstatter werden von den Zeitungen oft hunderte von Meilen weggeschickt, um für das sensationshungrige Publikum Futter zu schaffen, und zumeist entledigen sich diese Reporter ihrer Aufgabe mit aller erdenklichen Umständlichkeit in spaltenlangen telegraphischen Berichten.

Ueber den Ausfall eines Konzerts, über ein neues Theaterstück, über ein Meeting — Versammlungen und Vergnügungen fangen in Amerika erst um acht Uhr an — müssen die Zeitungen am nächsten Morgen bereits ausführlich berichten, und sie besorgen dies so gewissenhaft, daß Berichte über politische Meetings gewöhnlich — nicht Spalten, sondern ganze Seiten füllen. Im Polizeihauptquartier aber halten die Polizeiberichterstatter bis gegen drei Uhr morgens Wacht, um die aus den verschiedenen Revieren einlaufenden Rapporte, die ihnen sofort zur Einsicht gegeben werden, zu prüfen und entweder selbst daraus Auszüge zu machen oder die Redaktionen zu verständigen, damit sie einen Spezialreporter an den Schauplatz eines größeren Unfalls oder Verbrechens entsenden.

Die Jahresbotschaft des Präsidenten, welche in der Regel acht bis neun Zeitungsspalten füllt, kann man in New-York eine Stunde, nachdem sie in Washington verlesen worden, in den Zeitungen studieren.

Bei Gelegenheit einer Wahlagitation für den Präsidenten Garfield brachte der „Western“ in Chicago (Nr. 44 vom 31. Oktober 1880) einen Aufruf für ihn in 21 verschiedenen Sprachen, darunter neben den gangbaren Hauptsprachen lateinisch, schwäbisch, keltisch, pfälzisch, rabbinisch, schweizerisch, wälisch, plattdeutsch.

Der Kabeldepeschenverkehr hält mit diesen außerordentlichen Leistungen gleichen Schritt. Durchschnittlich füllt der Raum der Kabeltelegramme in den Zeitungen nicht weniger als eine Spalte aus, häufig aber erstrecken sie sich auf drei bis vier Spalten, und zur Zeit des deutsch-französischen Krieges waren seitenlange Kabeldepeschen keine Seltenheit. In zahlreichen Fällen hatte man im Jahre 1870—71 von dem Ausfalle der Schlachten in New-York frühere und eingehendere Kunde als in Berlin. Die von Wehle zitierte Bemerkung Grants, daß die Thronrede der Königin von England in New-York früher gedruckt erschienen sei, als sie im Parlamente verlesen worden, mag auf den ersten Blick sonderbar erscheinen, erfährt aber täglich Bestätigung. Die Erklärung ist sehr einfach. Die Zeitdifferenz zwischen London und New-York beträgt nämlich ziemlich genau fünf Stunden. Eine Depesche, welche um zwei Uhr von London abgeschickt wird, kann also, wenn man zwei Stunden Zeitverlust bei der Uebermittlung in Anschlag bringt, in New-York bereits um elf Uhr Vormittags nach dortiger Zeit eintreffen. So ist es nichts Seltenes, daß Privatdepeschen aus Londoner Blättern, welche der dortige Korrespondent der „Associated Press“ um fünf Uhr Morgens aufgibt, in New-York noch rechtzeitig ankommen, um in der ersten Ausgabe der Morgenzeitungen, welche ungefähr um drei Uhr zur Presse geht, Aufnahme zu finden.

Ganz besondere Anstrengungen unternimmt die Redaktion des „New-York-Herald.“

Mit welchen Mitteln dieselbe arbeitet, läßt sich schon daraus entnehmen, daß sie eigens mehrere Dampfschiffe besitzt, welche den von Europa kommenden Postdampfern weit hinaus ins Meer entgegenfahren, dieselben um Neuigkeiten anzusprechen und, sobald sie solche von einiger Wichtigkeit erlangt haben, unter vollem Dampf zurückkehren und das inzwischen druckfertig hergestellte Material an die Redaktion abliefern — dies alles nur, damit der „New-York-Herald“ die Mehrzahl der wichtigen Nachrichten um einige Stunden früher bringen kann, als andere Blätter.

Neuerdings hat die Expedition einen besonderen Blitzzug zwischen den Städten New-York, Philadelphia, Baltimore und Washington einstellen lassen, wodurch es ermöglicht wird, daß die Bewohner dieser Städte zur gleichen Minute ihren „New-York-Herald“ lesen können, wo er in New-York zur Ausgabe gelangt.

Gilt es, eine wichtige sensationelle Frage zu lösen, so werden die gewaltigsten Kosten nicht gescheut, Herald-Reporter gehen durch alle Welt, ja große Expeditionen werden eigens von diesem Blatte ausgesendet. Vor allem wurde so die berühmte Stanley'sche Expedition zur Auffindung Livingstones in Innerafrika in Szene gesetzt; einige Jahre später folgte die noch weitaus kostspieligere Jeanette-Expedition in das nördliche Eismeer.



Studenten und Gelehrte.

Reklamenhafte Renommisterei klebt in nicht geringem Grade auch dem Studententume an, wenn heutzutage auch nicht mehr in solch unerquicklichem Maße, wie es in früheren Jahrhunderten der Fall gewesen, wo die mit weiten Pluderhosen, mächtigen Stulpenstiefeln, unmäßig langen Stoßdegen mit gewaltigen Stichblättern und wuchtigen Knotenstöcken ausgerüsteten Studenten sich mit Bankettieren, Schwelgen und Raufen hervorzuthun strebten und namentlich das alte deutsche Laster der Trunksucht zu einer wahren Saufkunst herausbildeten. Für die Lebensphilosophie der Studenten jener Zeit ist der Schlußsatz eines Liedes höchst charakteristisch, welches die Gelehrsamkeitsbesessenen von Jena bei ihren Gelagen sangen:

„Gute Gesellschaft pflegen ist ja keine Sünde;
Sauf' also dich voll und lege dich nieder,
Steh' auf und sauf' und besaufe dich wieder!“

Wenn auch das heutige Studententum im großen Ganzen sich von einer derartigen Wüßerei glücklicherweise frei gemacht hat, so gibt es immerhin aber noch gar manche alte Burschen, die den Begriff der irdischen Glückseligkeit in einer solchen Völlerei erblicken und den Wert der Persönlichkeit lediglich darnach veranschlagen, je nachdem man große Massen Bieres vertilgen kann und je nachdem die Physiognomie durch eine mehr oder weniger große Zahl von sogenannten „Renommierschmissen“ verunstaltet ist.

Strebertum und Reklamewesen finden wir auch unter den gereisteren Männern der Wissenschaft. Die höchsten Ehrenstellen an den Hochschulen und Universitäten zu bekleiden, dazu halten sich zwar viele berufen, aber nur wenige sind die Ausgewählten, d. h. Befähigten, und diese Befähigten sind vielfach so ernst in ihre Studien versunken oder sind in ihrem Auftreten und Gebahren so bescheiden, so anspruchslos, daß ihnen gar oft der wohlverdiente Ehrenplatz von unbedeutenden Gelehrten dritten, vierten Ranges, von rücksichtslosen Strebern entrissen wird. Derartige Streber, die auf geraden Wegen, durch eigene Kraft und eigenes Können wohl schwerlich die ersehnten Ziele zu erreichen vermöchten, sind fast an jeder Hochschule zu finden, sie bilden untereinander sogenannte „Cliques“, Lobesasssekuranzgesellschaften, deren Mitglieder

sich stillschweigend verpflichten, sich durch gegenseitige Unterstützung und Nachhilfe die Karriere günstig zu gestalten.

Diese Clique scharf sich, wie Professor Flach in seinem Buche „Der deutsche Professor der Gegenwart“ (Seite 111—118) ausführt, gewöhnlich um ein Haupt oder eine Sonne, und der erste Akt, um den Eintritt in die Clique zu ermöglichen, ist, daß der Aspirant jene Sonne nicht nur für den bedeutendsten Mann des Städtchens hält, sondern ihn rückhaltslos den hervorragendsten Männern des Universums zuzählt und ihn womöglich so anredet: „Geehrtester, Berühmtester, Zierde unserer Hochschule.“ Wenn die Gesellschaft von dieser Anerkennung überzeugt ist, dann erfolgt der zweite Akt, daß er auch alle Mitglieder derselben für sehr bedeutende und gelehrte Männer zu halten verpflichtet ist. Endlich muß er dann auch von der innerlichen Ueberzeugung ganz durchdrungen sein, daß er selbst zu den bedeutendsten Männern des Erdballes gehöre. Wenn er diese drei Proben glücklich überstanden hat, und über seine Denkungsart kein Zweifel mehr obwalten kann, dann wird er in der Gesellschaft willkommen geheißen und dann ist sein Ruf an der Hochschule gegen alle Fährlichkeiten gesichert.

Der Einfluß der herrschenden Clique oder eines Ringes ist an mancher Hochschule so mächtig, daß Lehrer, die sich unabhängig, charakterfest, objektiv stellen wollen, mit systematischem Haß verfolgt werden, besonders wenn man instinktiv (und dafür hat die Clique eine gute Nase) herausgemerkt, wie der Unabhängige über sie denkt und urteilt. Die Geschichte deutscher Fakultäten hat aus den letzten Dezennien mehrere hervorragende Beispiele von solchem Verfolgungsfanatismus aufzuweisen.*)

Nicht ohne Einfluß sind die Rezensionen der deutschen Anzeigebblätter. Die Mitglieder der Clique lassen sich von ihren guten Freunden rezensieren, die oftmals ihre eigene wissenschaftliche Blöße dadurch zu verdecken suchen, daß sie fleißige Arbeiten in unhöflichem und absprechendem — in der klassischen und neueren Philologie oftmals grobem und brutalem Ton behandeln. In den Litteraturzeitungen findet man nicht selten Doktorarbeiten, durch welche die Wissenschaft gar nicht gefördert wird, mit großer Anerkennung behandelt, während wissenschaftlich bedeutende Werke mit Hohn traktiert werden, weil die maßgebenden Leiter des Blattes auf einem entgegengesetzten Standpunkte stehen, weil die betreffenden Autoren — nicht zur Lobesaffekuranzgesellschaft gehören. Nicht selten wird ein Buch in einer Zeitschrift mit Lobeserhebungen bedacht, das in einer anderen der Vernichtung oder dem Papierkorbe empfohlen wird, und in zahlreichen Fragen stehen die Zeitschriften dieser Art in prinzipiellem Gegensatz.**)

Der Boden, auf welchem eine Clique wirkt, ist die Abendgesellschaft: ein

*) „Die akademische Karriere“, S. 35, 36.

**) „Die akademische Karriere“, S. 38.

halbes Duzend Familien kommen wöchentlich mehrere Male zusammen, und da in einer kleinen Stadt kein Unterhaltungsstoff vorhanden ist, zu einer solchen Clique auch, wie erwähnt, nur unbedeutende Leute gehören, welche weder wissenschaftliche noch andere geistige Interessen haben, so bilden die Mitmenschen den Unterhaltungsstoff, die nach der Distanz, in welcher sie bis zur Clique stehen, milder oder grausamer behandelt werden. In welcher schamlosen Weise hier Urteile gefällt werden, ist unerhört: wenn einer aus der Clique sich in einem öffentlichen Vortrag blamiert, so wird man das Urteil in der Stadt verbreiten, daß der Vortrag ausgezeichnet war; wenn ein anderer dann einen vortrefflichen Vortrag gehalten hat, so wird man die Achseln zucken und sagen, daß die Fachgenossen sich sehr ungünstig ausgesprochen hätten. Der oben erwähnte Verfasser schildert derartige Manöver der Clique also: „Ein der Affekuranzgesellschaft angehöriger Professor hält seinen ersten öffentlichen Vortrag. Der unbefangene Teil des Publikums schreit: „Entsetzlich! Beleidigung des Publikums! Unerhört! Wir leben in keinem Dorfe, daß man uns so etwas bieten kann!“ Große Aufregung allenthalben.

Da tritt die Versicherungsgesellschaft ein. In der ersten Sitzung der Assemblée ist der Ansturm der Unbefangenen noch groß. Man muß etwas zurück. Die vorgeschobenen Werke werden nach einigem Widerstande aufgegeben, aber man behauptet die innere Bastion. Der Vortrag wird nicht gerade für einen vollendeten Vortrag erklärt, aber für eine „reizende Causerie“, wie sie der Redner in seiner Bescheidenheit nur geben wollte. „Causerie!“ Das Wort macht die Kunde, die Unbefangenen müssen zurück, das Publikum hat sich getäuscht, die Wurstpresse acceptiert die Versicherung, die Affekuranzgesellschaft hat gesiegt, der Professor — ist gerettet.

Der Professor ist siegestrunken. Er schreibt ein Buch. Die Rezensenten vernichten es. Wäre er ein mißliebiger Dozent, der nicht Mitglied der Versicherungsgesellschaft sein würde, so hätte man sich auf diese Rezension berufen und seine Karriere erschwert. Aber so! Man kennt die Rezensenten! „Clique und Intriguen!“ schreit die Affekuranzgesellschaft. „Das Buch ist gut“ — sagt die Assemblée, „vortrefflich“ die Kaffeetrinkenden Damen und die filetkauenden Streber. „Vortrefflich!“ schreit das Publikum und zuletzt das ganze Städtchen.

Da ist der Sieg des Professors entschieden. Er ist der große Mann, und wenn er stirbt, ruft ihm der Geistliche am Grabe nach, daß er zu den größten Gelehrten des Erdballes gehört habe.“

Der Verfasser der Flugschrift: „Die akademische Karriere der Gegenwart“ erteilt dem jungen Dozenten „der an der Hochschule weiter kommen will“, folgenden sarkastischen Rat: „Er lasse, wenn er vorsichtig ist, jede Hoffnung draußen, durch außerordentlichen Fleiß Eindruck zu machen. Er kann arbeiten, bis er schwarz wird: es wird nicht die geringste Aufmerksamkeit erregen. Er kann lesen, bis er grau wird: es wird gleichgültig sein. Deshalb ist ihm nur der

Rat zu erteilen, daß er mehr andere Künste kultiviere. Ist er verheiratet und reich, so gebe er öfter Gesellschaften, beauftrage seine Frau, recht liebenswürdig zu den Ordinarien zu sein und gewinne sich Freunde auf diese Weise. Ist er unverheiratet, so tanze er fleißig, besonders auch mit Frauen, die sonst auf andere Sterbliche keine Anziehungskraft mehr ausüben können, nachdem sie das achte Lustrum längst überschritten haben (an manchen Hochschulen finden deshalb noch Großmütter aufmerksame Tänzer), er laufe Schlittschuhe, hole die Einflußreichen zum Spaziergehen ab, stelle ihnen im Konzert oder bei anderen Gelegenheiten Stühle hin und grüße sie stets in der devotesten und verbindlichsten Weise. Gelegentlich schreibe er eine verhimmelnde Rezension über ein Werk seines Ordinarius. Besonders sei er gegen die Frau und Familie überaus zart, er werde ein begeisterter Kinderfreund, befestige den Professorenfrauen geschickt die Schlittschuhe, spiele Theater, oder wenn er musikalisch ist, spiele er vierhändig oder Duo's und ertrage die schwerste Verletzung seiner Gehörorgane: alles dieses wird ihn zuerst in den Augen der maßgebenden Damenwelt zu einem jungen, liebenswürdigen, sehr genialen Gelehrten machen, man wird von ihm sprechen, und in der Fakultätsitzung werden die gehorsamen Männer der beglückten Frau ihren Einfluß anbieten und ihm zu einer gefahrlosen Entbindung verhelfen. Er wird in kurzem — gewöhnlich nach 3—4 Jahren — — Professor, und in der Clique werden rauschende Vergnügungen gefeiert werden, weil wieder ‚Einer der Unsrigen‘ mit unserer Hilfe voran gekommen ist.“

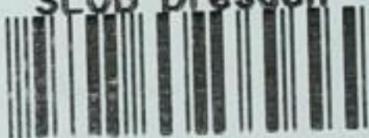


X

RICHARD
KGL. HOF- OESTERREICH
BUCHBINDER

Hist. misc. A 573^b

SLUB Dresden



2 0176484